



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Tu jo nit anderst un´ schreib oft briw“

Jüdische Privatbriefe aus dem Jahr 1619:  
Quellen zur Alltagsgeschichte der Wiener Juden in der Frühen Neuzeit

Verfasserin

Lisa-Maria Tillian

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil)

Wien, im Februar 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 312  
Studienrichtung lt. Studienblatt: Geschichte  
Betreuerin / Betreuer: PD Dr. Martha Keil



**Ich widme diese Arbeit meinen Eltern,  
Evelin und Karl Tillian:**

Danke für die unaufgeregte und selbstverständliche Unterstützung.

Danke für das Nest in Liesch, meine Basis, mein Zufluchtsort.

Für Matthias:

Danke für die unermüdliche Geduld und für deine Überzeugung, dass ich die Beste bin.

Schließlich bedanke ich mich an dieser Stelle ganz herzlich bei Martha Keil  
für die wunderbare Betreuung, Unterstützung und gute Zusammenarbeit.



# INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG .....	3
1.1 Fragestellung .....	3
1.2 Forschungsstand .....	4
1.3 Zeitliche und räumliche Abgrenzung des Themas .....	5
1.4 Zum Begriff „Alltag“ .....	7
1.5 Alltagsgeschichte und Mikrogeschichte.....	10
1.5.1 Fragestellungen.....	12
1.5.2 Methodik und Erkenntnisgewinn.....	13
1.6 Realienkunde – über die Objekte aus vergangenen Zeiten.....	14
1.6.1 Methodik und Erkenntnisgewinn.....	15
2. DIE WIENER JUDEN IN DER FRÜHEN NEUZEIT.....	17
2.1 Von der Wiederansiedlung bis zur Umsiedlung.....	17
2.2 Die Wiener Judenstadt. 1624/25 – 1670/71 .....	19
2.2.1 Regierungswechsel als eine Zeit rechtlicher Unsicherheit.....	21
2.2.2 Konflikte und Vertreibung .....	22
2.3 Jüdisches Leben in Wien nach der Vertreibung .....	24
2.3.1 Hofjuden .....	25
3. DER BRIEF – THEORETISCHE BETRACHTUNGEN .....	27
3.1 Das Medium Brief in der Frühen Neuzeit .....	27
3.1.1 Der Privatbrief als Zeichen und Ausdruck der Zuneigung.....	27
3.1.1.1 Der Familienbrief .....	28
3.1.2 Das 18. Jahrhundert – Die Blütezeit des Briefes .....	30
4. DIE QUELLEN – JÜDISCHE PRIVATBRIEFE AUS DEM JAHR 1619 ...	32
4.1 Form .....	34
4.1.1 Sprache und Schrift .....	34
4.1.2 Ausdruck und Stil .....	36
4.2 Inhalt.....	40
4.2.1 LEBENSSITUATION: Äußere Umstände.....	40
4.2.1.1 Kriegszeiten .....	40
4.2.1.2 Antijüdische Ausschreitungen.....	44
4.2.1.3 Wirtschaftslage .....	45
4.2.2 LEBENSSITUATION: Krankheiten und Tod .....	46
4.2.2.1 Die Pest.....	47
4.2.2.2 Die Blattern .....	48
4.2.3 FAMILIE: Heiratsvermittlung.....	51
4.2.4 FAMILIE: Geburt und Beschneidung .....	55
4.2.4.1 Die Synagoge.....	59
4.2.5 FAMILIE: Emotionen .....	61
4.2.5.1 Emotionen in der Partnerschaft .....	62
4.2.6 RELIGION: Studium und Gelehrsamkeit .....	66
4.2.6.1 Bildungsinstitutionen.....	69
4.2.7 WIRTSCHAFTLICHE TÄTIGKEIT: Berufe.....	72
4.2.7.1 Handel und Geldleihe .....	72
4.2.7.2 Medizin und Heilkunde .....	75
4.2.7.3 Anstellung in wohlhabenden Haushalten .....	78
4.2.7.4 Gemeindeinterne Berufe.....	79

4.2.8 MATERIELLE KULTUR: Objekte des Alltags.....	80
4.2.8.1 Gebetbücher .....	80
4.2.8.2. Kleidung .....	82
5. ZUSAMMENFASSUNG.....	94
5.1 Ergebnisse und Ausblick.....	94
5.2 Probleme alltagsgeschichtlicher und realienkundlicher Untersuchungen.....	95
6. GLOSSAR.....	98
7. LITERATUR.....	100
8. ABBILDUNGSNACHWEISE.....	110
9. ANHANG.....	111
9.1 Abstract .....	111
9.2 Lebenslauf .....	112

# 1. EINLEITUNG

## 1.1 Fragestellung

Es ist nicht möglich – schon gar nicht im Umfang einer Diplomarbeit – eine umfassende Alltagsgeschichte der Wiener Juden in der Frühen Neuzeit zu schreiben. Dies ist somit auch nicht der Anspruch der vorliegenden Arbeit. Vielmehr wird im Folgenden versucht, die aus edierten Privatbriefen gewonnenen Erkenntnisse über Lebensverhältnisse, Handlungsformen und Privates von Juden und Jüdinnen darzustellen und in den bestehenden Forschungsstand einzugliedern. Ziel dieser Arbeit ist es, einen Beitrag zur Geschichte des Alltags einer kleineren Gruppe der frühneuzeitlichen Gesellschaft zu leisten.

Im Vorfeld stellt sich natürlich die Frage, in welchem Ausmaß die Quellengattung des Privatbriefes Antworten auf diverse für diese Arbeit interessante Fragestellungen geben kann. Gerhard Jaritz ordnet Briefe etwa jener Gruppe von Quellen zu, aus denen sich eine „vermeintliche Realität“ erkennen lässt, woraus sich für Historiker/innen Konsequenzen in der Analyse der Inhalte ergeben.<sup>1</sup> Bei aller gebotenen Vorsicht im Umgang mit dieser Quelle eröffnet der Charakter des Privat- oder Familienbriefes Historiker/innen aber einen besonderen Einblick in vergangene Zeiten: Zwischenmenschliche Beziehungen, subjektive Empfindungen und Erlebnisse sowie die Gefühls- und Gedankenwelt der jeweiligen „Akteure“ und „Akteurinnen“ treten unter Umständen klar hervor. Unter Berücksichtigung dieser Überlegungen haben sich die jüdischen Privatbriefe für diese Arbeit als wertvolle Quellen erwiesen, da für eine Alltagsgeschichte nicht zuletzt der Bereich des Privaten und Persönlichen von großer Bedeutung ist.

Die alltagsgeschichtlichen Fragestellungen, mit denen ich mich beschäftigen werde, betreffen jene Bereiche, die den Alltag der Menschen bildeten, ihn bestimmten und beeinflussten bzw. jene Bereiche und Gegebenheiten, in denen sich der Alltag abspielte. Hierzu zählen die äußeren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umstände und Gegebenheiten sowie das religiöse und kulturelle Leben. Ebenso wichtig und zentral ist der Blick auf das Innere – auf Privates, auf das Körperliche und auf Gefühle. Auch die materielle Kultur bildet einen wesentlichen Bestandteil des Alltags vergangener Zeiten und wird in den folgenden Ausführungen einige Beachtung finden. All diese Bereiche gilt es

---

<sup>1</sup> Ausführlich dazu Gerhard Jaritz, *Zwischen Augenblick und Ewigkeit. Einführung in die Alltagsgeschichte des Mittelalters*, Wien/Köln 1989, S. 15-25.

im Folgenden zu analysieren und zu kontextualisieren und im Hinblick auf eine für die Zukunft wünschenswerte ausführlichere Erforschung des Feldes abzutasten und zu erkunden.

## 1.2 Forschungsstand

Eine neuere Erforschung der frühneuzeitlichen Geschichte der Juden in Österreich bildete lange Zeit ein großes Defizit. Ältere Beiträge vor allem zur Geschichte der Wiener Juden, die größtenteils erst die Zeit ab 1625 behandeln, stammen aus dem letzten Drittel des 19. bzw. ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Hier sind etwa die Arbeiten von Alfred Pribram, Ignaz Schwarz, Max Grunwald, David Kaufmann, Gerson Wolf und Hans Tietze ebenso zu nennen wie jene von Alfred Landau und Bernhard Wachstein, zu denen unter anderem die Bearbeitung und Herausgabe der jüdischen Privatbriefe zählen.<sup>2</sup>

Mit dem im Jahr 1998 startenden FWF-Projekt „Austria Judaica“ begann die systematische Schließung der Forschungslücke für die jüdische Geschichte Österreichs in der Frühen Neuzeit. Das seit dem Jahr 2005 fertiggestellte Projekt schloss an die Tradition des 1903 von der "Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums" in Berlin initiierten, heute an der Universität Düsseldorf und der Hebrew University in Jerusalem beheimateten Forschungsprojekts "Germania Judaica" an und verfolgte eine klare Zielsetzung: Die Erforschung der Geschichte der Juden Wiens und Niederösterreichs und aller Aspekte jüdischer Existenz zwischen 1520 und der Vertreibung aller Juden aus Wien und Österreich unter der Enns 1670/71. Zahlreiche Publikationen etwa zur Siedlungsgeschichte, Rechtsstellung, Wirtschaftstätigkeit, Familien- und Geschlechtergeschichte sowie zu Kultur, Frömmigkeit und dem alltäglichen christlich-jüdischen Zusammenleben sind das Ergebnis der Erforschung umfassender Quellenbestände.<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup> Literaturlauswahl: Alfred F. Pribram (Bearb.), Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien, Bd. 1 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich VIII), Wien/Leipzig 1918.; Ignaz Schwarz (Bearb.), Das Wiener Ghetto. Seine Häuser und seine Bewohner (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich II), Wien u. a. 1909.; Max Grunwald, Geschichte der Juden in Wien: 1625-1740, Wien 1913.; David Kaufmann, Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien und Niederösterreich, ihre Vorgeschichte (1625-1670) und ihre Opfer, Wien 1889.; Gerson Wolf, Geschichte der Juden in Wien (1156-1876), Wien 1876.; Hans Tietze, Die Juden Wiens. Geschichte, Wirtschaft, Kultur, Wien/Leipzig 1933.; Alfred Landau/Bernhard Wachstein (Bearb./Hg.), Jüdische Privatbriefe aus dem Jahre 1619 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich III), Wien/Leipzig 1911.; Bernhard Wachstein (Bearb.), Die Inschriften des alten Judenfriedhofes in Wien (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich IV), Wien u. a. 1917/18.

<sup>3</sup> Ausführlich zum Projekt „Austria Judaica“ und den daraus entstanden Publikationen siehe [http://www.injoest.ac.at/projekte/abgeschlossen/austria\\_judaica/](http://www.injoest.ac.at/projekte/abgeschlossen/austria_judaica/), 11.1.2009, 15:45.; Peter Rauscher, 150 Jahre jüdisches Leben in Österreich. Das Forschungsprojekt Austria Judaica des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich (1998-2005). In: Frühneuzeit-Info 16 (2005), S. 81-86.; Lydia Gröbl/Sabine Hödl/Barbara Staudinger, Austria Judaica. Die Geschichte der Juden in Österreich von 1520 bis 1670.

Eine explizite Alltagsgeschichte der Wiener Juden und Jüdinnen in der Frühen Neuzeit existiert (noch) nicht, wobei alltagsgeschichtliche Aspekte und Fragestellungen, welche mitunter ja sehr weit gestreut sind, in vielen Arbeiten der letzten Jahre durchaus berücksichtigt und untersucht wurden.<sup>4</sup> Als ein Standard- und umfangreiches Nachschlagewerk nicht nur zur Frühen Neuzeit ist in diesem Zusammenhang auch das 2006 erschienene Handbuch „Geschichte der Juden in Österreich“ zu nennen.<sup>5</sup>

Die Zahl allgemeiner Beiträge zur jüdischen Alltagsgeschichte in der Frühen Neuzeit, die u. a. auch die literarische Basis meiner Arbeit bilden, ist überschaubar. Beiträge zu jüdischer Geschichte in jener Epoche, wie etwa von Robert Liberles,<sup>6</sup> Mordechai Breuer und Michael Graetz,<sup>7</sup> Jacob Katz<sup>8</sup> sowie Herman Pollack,<sup>9</sup> um nur einige zu nennen, gehen auf alltagsgeschichtliche Aspekte wie beispielsweise innere Entwicklungen und Lebensformen der jüdischen Gesellschaft, Gemeinde- und Wirtschaftsleben, Religion und soziale Beziehungen ein.

### **1.3 Zeitliche und räumliche Abgrenzung des Themas**

Eine thematische Abgrenzung der vorliegenden Arbeit erfolgt sowohl auf räumlicher als auch auf zeitlicher Ebene. Zum einen erfahren meine Nachforschungen zur jüdischen Alltagsgeschichte eine lokale Abgrenzung, die sich durch die Lebensräume der Akteure und Akteurinnen der Briefe ergibt:

Die Stadt Prag spielt eine Rolle, da die Briefe von dort lebenden oder sich gerade dort aufhaltenden Juden und Jüdinnen abgeschickt wurden. Die private Korrespondenz ist ein Ergebnis der bzw. Beleg für die vielfältigen und sehr intensiven Beziehungen zwischen den Wiener und den Prager Juden in der Frühen Neuzeit, die vor allem wirtschaftlicher und familiärer Natur waren.

Von zentralem Interesse vor allem in den Ausführungen zum historischen Hintergrund ist aber der Bestimmungsort der Briefe, die Stadt Wien. Hier kam es ab den 70-er Jahren des 16. Jahrhunderts zu einer verstärkten Ansiedlung von Juden und Jüdinnen, in deren Folge

---

Projektbericht. In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 108/1-2 (2000), S. 139-143.

<sup>4</sup> Siehe Hinweise in Anm. 3.

<sup>5</sup> Eveline Brugger/Martha Keil/Albert Lichtblau/Christoph Lind/Barbara Staudinger, Geschichte der Juden in Österreich (= Themenband Österreichische Geschichte), Wien 2006.

<sup>6</sup> Robert Liberles, An der Schwelle zur Moderne: 1618-1780. In: Marion Kaplan, Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945, München 2003, S. 21-122.

<sup>7</sup> Mordechai Breuer/Michael Graetz, Tradition und Aufklärung 1600-1780 (= Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit Bd. 1, hg. von Michael A. Meyer), München 1996.

<sup>8</sup> Jacob Katz, Tradition und Krise. Der Weg der jüdischen Gesellschaft in die Moderne, München 1993.

<sup>9</sup> Herman Pollack, Jewish Folkways in Germanic Lands (1648-1806). Studies in Aspects of Daily Life, Cambridge/Massachusetts/London 1971.

die Stadt ein bedeutendes jüdisches Zentrum der Habsburgermonarchie wurde. Nach der Jahrhundertwende wuchs die jüdische Bevölkerung Wiens durch die Aufnahme von Juden und Jüdinnen, die persönlichen kaiserlichen Schutz genossen, stark an.<sup>10</sup> Wien entwickelte sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts zu einer Metropole, was wiederum einen Zuzug vieler Juden in die Stadt zur Folge hatte. Einen Meilenstein für die über Jahre hinweg entstandene jüdische Gemeinde markierte die erstmalige offiziell-rechtliche Anerkennung im Jahr 1620 durch ein Patent Ferdinands II., die Wien in den Folgejahren zu einem jüdischen Zentrum werden ließ.<sup>11</sup>

Zum anderen erfolgt die thematische Abgrenzung über den grob festgelegten zeitlichen Rahmen des 17. Jahrhunderts. Einige markante Daten innerhalb dieses Zeitraumes, die für den Gegenstand dieser Arbeit von Bedeutung sind, seien vorweg genannt: das Jahr 1618 etwa markiert den Beginn des Dreißigjährigen Krieges, der zur vorherrschenden äußeren Gegebenheit wurde und Leben und Alltag der Menschen maßgeblich beeinflusste. Des Weiteren ist das Jahr 1619 zu nennen, in welchem die Briefe verfasst wurden, die ihrerseits unter anderem auch allgemeine äußere Ereignisse und Daten erwähnen. Das Jahr 1620, in dem die Wiener Gemeinde – wie bereits erwähnt – erstmals offiziell rechtlich anerkannt wurde, ist ein ebenso wichtiger Meilenstein wie das Jahr 1624/25: die Umsiedlung der Juden aus ihrem Lebensraum innerhalb der Stadtmauern in das Gebiet jenseits des Donauarmes („Unterer Werd“) gilt als Beginn der blühenden Entwicklung der sogenannten Wiener Judenstadt als relativ autonome „Stadt neben der Stadt“.<sup>12</sup> Schließlich bildet das Jahr 1670/71 – das Jahr der Vertreibung – einen markanten Eck- und Endpunkt in der frühneuzeitlichen Geschichte der Wiener Jüdischen Gemeinde.

---

<sup>10</sup> Vgl. Staudinger, Zeit. In: Brugger u.a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 235.

<sup>11</sup> Vgl. Barbara Staudinger, „Aus sonderbaren khayserlichen Gnaden“. Die Privilegien der Wiener Hofjuden im 16. und 17. Jahrhundert. In: Frühneuzeit Info 1/2001, S. 21-39.; Vgl. Peter Rauscher, Ein dreigeteilter Ort. Die Wiener Juden und ihre Beziehungen zu Kaiserhof und Stadt in der Zeit des Ghettos (1625-1670). In: Susanne Claudine Pils, Jan Paul Niederkorn (Hg.), Ein zweigeteilter Ort? Hof und Stadt in der Frühen Neuzeit (=Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 44), Innsbruck/Wien/Bozen 2005, S. 87-120.; Vgl. Sabine Hödl, Eine Suche nach jüdischen Zeugnissen in einer Zeit ohne Juden. Zur Geschichte der Juden in Niederösterreich von 1420-1555. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs (MÖStA) 45, 1997, S. 271-296.; Dies., „...dem gemeinen Mann überal zu Verderben und menniglich zu unleidlichen Beschwarungen...“. Studien zur Judenfeindschaft in Österreich von 1496 bis 1620. In: Martha Keil und Eleonore Lappin (Hg.), Studien zur Geschichte der Juden in Österreich, Bodenheim 1997 (=Handbuch zur Geschichte der Juden in Österreich. Reihe B, Bd. 3), S. 35-64.

<sup>12</sup> Rauscher, Ort, S. 87.

## 1.4 Zum Begriff „Alltag“

Der Begriff „Alltag“ und seine Definition verursachte eine ausgedehnte theoretische Diskussion.<sup>13</sup> Im Folgenden möchte ich versuchen, einige Ergebnisse und Standpunkte dieses Diskurses darzulegen und die nunmehr gebräuchliche Definition von „Alltag“ zu skizzieren.

Der Alltagsbegriff vereint in sich jene alltäglichen Tätigkeiten und Vorgänge, in denen das „Repetitive“ vorherrscht. Ebenso geht es um dauerhafte Gegebenheiten und Handlungsweisen, die einer gewissen Beständigkeit und Routine, auch Tradition unterliegen.<sup>14</sup> Zunächst formulierte Gerhard Jaritz allgemein, dass „Alltag“ die Widerspiegelung einer gewissen Anzahl oder „Summe“ von Gegebenheiten ist. Diese unterliegen bestimmten Bedingungen, sind aus gewissen Absichten entstanden und sind abhängig bzw. beziehen sich auf konkrete Situationen.<sup>15</sup> Des Weiteren definiert er den Alltag als „die Verwirklichung routinisierten Verhaltens“.<sup>16</sup>

In seinen Ausführungen über das „Neue“ im „Alltag“ wird klar, dass es Gerhard Jaritz bei der Definition von „Alltag“ eben genau um Regelmäßigkeit, Habitualisierung und Routine, ebenso um Tradition geht: „Erst durch Verlust des Charakters des ‚Neuen‘ kann das betreffende Verhalten, der Gestus, der Gegenstand, die Form oder Farbe, das Material etc. wieder zu Alltäglichkeit werden und damit Bestandteil des Alltags.“<sup>17</sup>

Jaritz betont auch die Wichtigkeit von Objekten einer vergangenen Zeit als essentielle Bestandteile des jeweils Alltäglichen, denn „Neues im Alltag ist in starkem Maße Neues in der materiellen Kultur, in Kleidung, Wohnung, Nahrung, etc.“<sup>18</sup>

Peter Borscheid nennt in seinem „Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen“<sup>19</sup> das „Repetitive“ als elementares Merkmal der alltäglichen Tätigkeiten: „Die Wiederholung übernimmt im menschlichen Leben die Rolle eines Wegweisers und hebt die

---

<sup>13</sup> Siehe dazu Helmut Hundsichler, Geschichte-Realien-Alltag. Der Mensch im Zentrum der Sachkulturforschung. In: Ulf Dirlmeier/Gerhard Fouquet (Hg.), Menschen, Dinge und Umwelt in der Geschichte. Neue Fragen der Geschichtswissenschaft an die Vergangenheit (= Siegener Abhandlungen zur Entwicklung der materiellen Kultur, Bd. 5), St. Katharinen 1989, S. 128-145, besonders S. 138ff.

<sup>14</sup> Vgl. Alf Lüdtke, Einleitung. In: Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt 1999, S. 9-48.

<sup>15</sup> Gerhard Jaritz, Zwischen Augenblick und Ewigkeit. Einführung in die Alltagsgeschichte des Mittelalters, Wien/Köln 1989, S. 13.

<sup>16</sup> Gerhard Jaritz, Das „Neue“ im „Alltag“ des Spätmittelalters. Annahme-Zurückweisung-Förderung. In: Alltag und Fortschritt im Mittelalter (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 8), Wien 1986, S. 83-93, hier S. 83.

<sup>17</sup> Jaritz, Das „Neue“. In: Alltag, S. 83-93, hier S. 83f.

<sup>18</sup> Jaritz, Das „Neue“. In: Alltag, S. 83-93, hier S. 86.

<sup>19</sup> Peter Borscheid, Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen. In: Peter Borscheid/Hans J. Teuteberg (Hg.), Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit (= Studien zur Geschichte des Alltags, Bd. 1), Münster 1983, S. 1-14.

grundlegenden Regeln und Normen zwischen allen Zufälligkeiten und Einmaligkeiten klar heraus. [...] Damit werden ‚Traditionen im Sinne eines Alltagsvorrats von eingeschliffenen Handlungsregeln und Lebensgewohnheiten ... unentbehrlich als Entlastung des einzelnen vom dauerhaften Entscheidungsdruck‘. Zudem bindet das Repetitive über die Tradition die Generationen zusammen, wenn auch jede Generation [...] zu deren Umformung beiträgt.“<sup>20</sup> Peter Borscheid zitiert Agnes Heller, die den menschlichen Alltag von drei Objektivationsbereichen („Objektwerdung“) geregelt und bestimmt sieht. Den ersten Bereich bilden die vom Menschen selbst geschaffenen Dinge, etwa Arbeitsinstrumente. Als zweiter Bereich gilt jener der Sitten als Regel- und Ordnungsfaktor. Der dritte, das Alltagsleben bestimmende Bereich, ist jener des Denkens und der Sprache.<sup>21</sup>

Als weiteres Charakteristikum des Alltäglichen gilt die Stabilität. Diese ergibt sich für Peter Borscheid aus der Wiederholung von Denken und Handeln des Individuums, das sich damit einer Gemeinschaft oder der jeweiligen Gesellschaft unterordnet.<sup>22</sup>

Klaus Bergmann und Susanne Thurn verstehen unter dem Begriff „Alltag“ „[...] die Lebenswelt [...], in der sich Menschen tagtäglich oder regelmäßig in Aktionen, Interaktionen und Reaktionen mit der von ihnen vorgefundenen Wirklichkeit auseinandersetzen, um in ihr zu überleben, zu leben und sie ihren Bedürfnissen anzuverwandeln.“<sup>23</sup> Auf diese Begriffsbestimmung geht Hans-Werner Goetz in seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem Begriff „Alltag“ ein und betont, dass „Alltag“ keineswegs die jeweilige Lebenswelt eines Menschen *ist*, sondern dass „Alltag“ sich in dieser jeweiligen Lebenswelt *vollzieht*.<sup>24</sup>

Robert Delort folgt dem Gedanken des „Repetitiven“, wenn er „Alltag“ als „das Permanente, Generelle, Traditionelle, Wiederholbare“ charakterisiert.<sup>25</sup> Dies beschreibt für ihn einen umfassenden Bereich, der hinter dem einfachen Wort „Alltag“ verborgen liegt. Dieser Bereich „Alltag“ ist als untrennbare Einheit zu sehen – zusammengesetzt aus den Naturerscheinungen und dem Menschen, dem diese zuteil werden, der diese wahrnimmt und erlebt, vielleicht auch erleidet, diese aber in jedem Fall hinnehmen muss.<sup>26</sup>

---

<sup>20</sup> Borscheid, Plädoyer. In: Borscheid/Teuteberg, Ehe, S. 1-14, hier S. 8.

<sup>21</sup> Borscheid, Plädoyer. In: Borscheid/Teuteberg, Ehe, S. 1-14, hier S. 7-11. (nach Agnes Heller, Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion, Frankfurt a. Main 1978.)

<sup>22</sup> Borscheid, Plädoyer. In: Borscheid/Teuteberg, Ehe, S. 1-14, hier S. 8.

<sup>23</sup> Klaus Bergmann/Susanne Thurn, Alltag. In: Klaus Bergmann/Annette Kuhn/Jörn Rüsen/Gerhard Schneider, Handbuch der Geschichtsdidaktik Bd. 1, S. 239-242, hier S. 239.

<sup>24</sup> Goetz, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 67-101, hier S. 73.

<sup>25</sup> Robert Delort, Geschichte des mittelalterlichen Alltags. Theorie-Methoden-Bilanz der Forschung. In: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Leben-Alltag-Kultur (= Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Nr. 13), Wien 1990, S. 53-66, hier S. 65.

<sup>26</sup> Delort, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 53-66, hier S. 54.

Zum einen gibt es also den menschlichen Bereich des Alltags, der von der jeweiligen Einzelperson und der dieses Individuum umgebenden Gruppe geprägt ist. Nämlich sind dies die dauerhafte menschliche Tätigkeit und die Strukturen, die sich innerhalb der menschlichen Gesellschaft ergeben haben und vorherrschen.<sup>27</sup> Zum zweiten umfasst der Begriff „Alltag“ nach Robert Delort auch den gesamten außermenschlichen Rahmen, der vom Menschen entweder verändert werden kann oder aber akzeptiert werden muss. Hierzu zählen etwa die Natur, das biologische Umfeld des Menschen, aber auch das abiotische Milieu wie etwa das Klima oder die Temperatur.<sup>28</sup>

Der Soziologe Norbert Elias nimmt eine Definition des Begriffes „Alltag“ mit Hilfe von Gegenbegriffen vor. „Alltag“ lässt sich für ihn nur im Einklang mit der Frage nach dem „Nicht-Alltag“ oder dem „Nicht-Alltäglichen“ erforschen.<sup>29</sup> Für ihn hebt sich Alltag etwa vom Fest- oder Feiertag ab, womit er Feste aus dem Alltäglichen ausschließt. Dem entgegen steht die Auffassung, wonach singuläre Ereignisse, wie das Fest (aber auch Geburt und Tod) einen integralen Bestandteil des Alltags einer Person und einer Gesellschaft ausmachen.<sup>30</sup>

„Alltag“ als „Routine“ sieht er im Gegensatz zu außergewöhnlichen, nicht-routinisierten Gesellschaftsbereichen. Gegenüber dem Alltag als „Arbeitstag“ steht für Norbert Elias der bürgerliche Lebensbereich mit implizitem Luxus. „Alltag“ als „Leben der Masse der Völker“ sieht er kontrastierend zum Leben der Hochgestellten und Mächtigen. „Alltag“ als „Ereignisbereich des täglichen Lebens“ stellt Norbert Elias den „großen“ Ereignissen der Geschichte gegenüber – etwa den Aktionen und Veränderungen des Staates. Des Weiteren klassifiziert er „Alltag“ als „Privatleben“ mit Familie und Liebe über dessen Gegensatz des öffentlichen oder beruflichen Lebens.<sup>31</sup>

Für die vorliegende Arbeit ist eine Kombination verschiedener Definitionen von „Alltag“ nützlich. Ich nähere mich dem „jüdischen Alltag“ in einem ersten Schritt über die Lebenswelt und die äußeren Umstände, in der sich dieser vollzog und von denen dieser beeinflusst wurde. In einem zweiten Schritt ist die Definition von „Alltag“ als privater und persönlicher Raum und Bereich nützlich. Hierbei betrachte ich das Familienleben und die Emotionen, ebenso Ereignisse im Lebenszyklus eines Menschen, die durch ihr

---

<sup>27</sup> Delort, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 53-66, hier S. 65.

<sup>28</sup> Delort, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 53-66, hier S. 65.

<sup>29</sup> Norbert Elias, Zum Begriff des Alltags. In: Kurt Hammerich/Michael Klein (Hg.), Materialien zur Soziologie des Alltags (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20), Opladen 1978, S. 22-29.

<sup>30</sup> Siehe dazu Goetz, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 67-101, hier S. 75.; Weiters dazu zitiert nach Goetz: Klaus Guth, Alltag und Fest. Aspekte und Probleme gegenwärtiger Festkulturforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 81 (1985), S. 59-78.

<sup>31</sup> Elias, Begriff. In: Materialien, S. 22-29, hier S. 26.

regelmäßiges Auftreten nicht nur den individuellen, sondern auch den Alltag einer Gemeinschaft elementar mitbestimm(t)en. Damit eng verbunden ist die Religion, von der das alltägliche Leben des Einzelnen in der traditionellen jüdischen Gesellschaft durchdrungen war. Hierbei ist die Definition von „Alltag“ als „Stabilität“, „Beständigkeit“ und „Wiederholung“ im menschlichen Leben wichtig. Schließlich nähere ich mich dem „Alltag“ über Beispiele aus der materiellen Kultur als essentielle Bestandteile des menschlichen Lebens und des „Alltäglichen“.

### 1.5 Alltagsgeschichte und Mikrogeschichte

„Geschichte als Wissenschaft vom Menschen, Wissenschaft von der menschlichen Vergangenheit. Und nicht Wissenschaft von den Sachen oder den Begriffen. Die Ideen ohne die Menschen, die sie verkünden? Die Ideen, bloße Elemente unter anderen in jenem geistigen Gepäck aus Einflüssen, Erinnerungen, Lektüren und Gesprächen, das jeder von uns mit sich herumträgt? Die Institutionen, gesondert von jenen, die sie machen, und die sie, bei allem Respekt, doch ohne Unterlass verändern? Nein. Es gibt keine Geschichte als die des Menschen, und zwar Geschichte im weitesten Sinne. [...] Geschichte als Wissenschaft vom Menschen, und nun die ‚Tatsachen‘, gewiss – aber es sind menschliche Tatsachen. Die Aufgabe des Historikers ist es, die Menschen wiederzufinden, die sie durchlebt haben, [...]. Die *Texte*, gewiss – aber es sind *menschliche* Texte. Und selbst noch die Worte, die sie bilden, sind gestopft mit menschlicher Substanz. Und alle haben ihre Geschichte, klingen anders zu anderen Zeiten, und selbst wo sie auf materielle Gegenstände verweisen, bezeichnen sie nur selten dieselben Realitäten, gleiche oder gleichwertige Eigenschaften. Die Texte, gewiss – aber *alle* Texte. Und nicht nur jene Archivdokumente, denen man das Privileg einräumt, [...] Namen, Orte, Daten zu liefern; [...] Für uns dagegen sind Gedichte, Bilder, Dramen ebenso wohl Zeugnisse einer lebendigen, menschlichen, mit Gedanken und Taten gesättigten Geschichte. Die Texte, freilich – aber *nicht nur die Texte*. Auch die Dokumente, welcher Art auch immer [...],“<sup>32</sup>

---

<sup>32</sup> Lucien Febvre, Ein Historiker prüft sein Gewissen. Antrittsvorlesung am Collège de France 1933. In: Lucien Febvre, Das Gewissen des Historikers, hg. von Ulrich Raulff, S. 9-22, hier S. 17f.

In seiner Antrittsvorlesung unter dem Titel „*Ein Historiker prüft sein Gewissen*“ am Collège de France im Jahre 1933 legte Lucien Febvre seine Ideen und seine Theorien zur Geschichte und zur Geschichtswissenschaft dar. Für Febvre bedeutete „Geschichte“ die Wissenschaft vom Menschen und dessen Leben in der Vergangenheit, das aus so vielen Aspekten, Verbindungen, Wechselwirkungen, Beziehungen und Einflüssen be- und entsteht. Sein Geschichtsverständnis aus der Schule der französischen Mentalitätsgeschichte gilt heute als Vorläufer der Alltagsgeschichte, Mikrohistorie und der Historischen Anthropologie bzw. Kulturanthropologie.<sup>33</sup>

Die Mikrohistorie eignete sich einen Blick auf die Geschichte nach dem Vorbild Lucien Febvres an und war darum bemüht, „[...] die verborgene Realität der historischen Lebenswelt gerade unterer Schichten erfassen zu können“.<sup>34</sup> Das Interesse der Alltagsgeschichte und der damit sich überschneidenden und eng verbundenen Mikrohistorie richtete sich vorerst demnach besonders auf die Angehörigen der unteren sozialen Schichten. Es waren dies jene Menschen, die sich selten artikulierten und eher die schweigende Masse bildeten bzw. deren Äußerungen nicht als der Aufzeichnung wert befunden wurden.<sup>35</sup> Den Mittelpunkt alltagsgeschichtlicher Forschungen und Darstellungen bildeten also Handeln und Leiden, Arbeiten und Nicht-Arbeiten, Wohnen und Wohnungslosigkeit, Kleidung und Nacktheit, Essen und Hungern derer, die häufig als „kleine Leute“ bezeichnet werden.<sup>36</sup>

Hans-Werner Goetz jedoch sieht in der Geschichte der unteren sozialen Schichten nur einen Ausschnitt der Alltagsgeschichte. Für ihn ist „Alltag“ vor allem eine historische Kategorie und lässt sich somit „[...] nicht grundsätzlich schichtenspezifisch differenzieren [...]“.<sup>37</sup> Diese Ansicht teilt Gerhard Jaritz, der einen grundsätzlichen Fehler darin sieht, „[...] gewissen sozialen Gruppen ein höheres oder geringeres Maß an Alltag zuzubilligen, etwa den Mächtigen weniger als den Abhängigen.“<sup>38</sup> Alltagsgeschichte ist für ihn nicht gleichzusetzen mit einer Geschichte „von unten“ oder einer Geschichte der „Ohnmächtigen“; es gibt durchaus auch einen Alltag der Mächtigen. Eine Aufgabe der Alltagsgeschichte ist es jedoch, auch die Akteure und Akteurinnen der „unteren“ sozialen

---

<sup>33</sup> Siehe dazu Marc Bloch/Fernand Braudel/Lucien Febvre u.a., *Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse*, hg. von Claudia Honegger, Frankfurt/Main 1977.; Peter Burke, *What is Cultural History?*, Cambridge 2004.

<sup>34</sup> Winfried Schulze, Einleitung. In: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994, S. 6-18, hier S. 10.

<sup>35</sup> Schulze, Einleitung. In: Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte*, S. 6-18, hier S. 9.

<sup>36</sup> Lüdtke, Einleitung. In: Lüdtke (Hg.), *Alltagsgeschichte*, S. 9-48, hier S. 9.

<sup>37</sup> Goetz, *Geschichte*. In: *Mensch und Objekt*, S. 67-101, hier S. 78.

<sup>38</sup> Hundsichler, *Geschichte*. In: Dirlmeier/Fouquet, *Menschen*, S. 128-145, hier S. 140 zitiert Gerhard Jaritz, *Der Einfluss der politischen Verhältnisse auf die Entwicklung der Alltagskultur im spätmittelalterlichen Österreich*. In: *Bericht über den sechzehnten österreichischen Historikertag Krems 1984* (= Veröffentlichungen des Verbandes österreichischer Geschichtsvereine 25), Wien 1985, S. 529.

Gruppen zu berücksichtigen, Fragestellungen und Forschungsschwerpunkte auch auf diese Schichten der Gesellschaft auszurichten.<sup>39</sup>

Alltags- und Mikrogeschichte teilen das Interesse „[...] an den überwiegend privaten historischen „Mikrowelten“ bzw. „kleinen Lebenswelten“, denjenigen „kleinen Bereichen“, in deren Mittelpunkt der einzelne Mensch steht.“<sup>40</sup> Zu diesen „kleinen Lebenswelten“ gehören, wie erwähnt, jene Bereiche im Leben eines Menschen, die eine gewisse Regelmäßigkeit und Routine aufweisen. Feiertage und Höhepunkte des Lebenszyklus, die in gewissem Rhythmus wiederkehren und einen typischen Bestandteil einzelner Gesellschaften bilden, sind hierbei eingeschlossen.<sup>41</sup>

### 1.5.1 Fragestellungen

Alltagsgeschichtliche Fragestellungen beziehen sich sowohl auf Aspekte der unmittelbaren Lebenswelt einer Einzelperson, als auch auf deren typische oder singuläre Vorstellungswelt, sowie deren Weltansicht insgesamt.<sup>42</sup> Alltagsgeschichte beschäftigt sich demnach unter anderem mit jenen privaten Räumen und Bereichen, durch deren Zusammenspiel und Besonderheiten sich die jeweils individuelle Lebenswelt (als zusammenfassender Begriff für den Lebensraum und die Lebensverhältnisse)<sup>43</sup> und die Gedankenwelt eines Menschen ergeben. Dazu zählen etwa die Bereiche des Privaten und des Persönlichen, des Familienlebens, der Geschlechterbeziehung, der Ausbildung, der Arbeit, der Ernährung, der Bekleidung, des Körpers, der Wohnverhältnisse, der Hygiene und der Religion.

Zudem beschäftigen sich Alltagshistoriker/innen damit, ob und wie grundlegende strukturelle Veränderungen – historische Veränderungen in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft – von der jeweiligen Einzelperson verstanden und verarbeitet wurden. Zu diesem Zweck müssen das Private und das Persönliche in die politisch-öffentliche, soziale, wirtschaftliche, rechtliche, religiöse und kulturelle Umgebung eingeordnet werden.<sup>44</sup> Dazu schreibt Peter Borscheid: „Eine historische Studie über das Alltagshandeln hat von der Welt auszugehen, in die der Gruppeneinzelle hineingeboren wird, in der er den Umgang

---

<sup>39</sup> Vgl. Jaritz, Augenblick, S. 15.

<sup>40</sup> Hans Medick, Mikro-Historie. In: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 40-53, hier S. 43.

<sup>41</sup> Goetz, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 67-101, hier S. 75.

<sup>42</sup> Schulze, Einleitung. In: Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, S. 6-18, hier S. 9.

<sup>43</sup> Goetz, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 67-101, hier S. 75.

<sup>44</sup> Goetz, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 67-101, hier S. 77.

mit Dingen und Institutionen, die vorgegeben sind, lernt und in der er sich die Grundregeln dieser Welt aneignet, um zu überleben.“<sup>45</sup>

### 1.5.2 Methodik und Erkenntnisgewinn

Die Alltags- bzw. Mikrogeschichtsforschung ist besonders an jenen Quellen interessiert, die einen möglichst unmittelbaren Zugriff auf individuelle und kollektive Deutungen, Wertungen oder soziales Wissen ermöglichen.<sup>46</sup>

Methodisch stehen möglichst detaillierte Analysen von relativ kleinen bzw. überschaubaren Einheiten verschiedenster Forschungsfelder im Vordergrund. Durch die Konzentration von mikroanalytischen Untersuchungen auf einzelne Individuen oder kleinere soziale Gruppen und die genauere Betrachtung dieser kleineren Einheiten können reichhaltigere und besser begründete Aussagen über historische Abläufe und Gegebenheiten in größeren Zusammenhängen getroffen werden.

Hans Medick etwa sieht einen entscheidenden sozialgeschichtlichen Erkenntnisgewinn durch mikrohistorische Verfahren darin, „dass gerade durch die möglichst vielseitige und genaue Durchleuchtung historischer Besonderheiten und Einzelheiten für die Gesamtheit der Individuen des untersuchten Bereichs die Wechselbeziehung kultureller, sozialer, ökonomischer und politisch-herrschaftlicher Momente als lebensgeschichtlicher Zusammenhang in den Blick gerät.“<sup>47</sup>

Sofern die Quellenlage es also erlaubt, ergibt sich durch die Begrenzung auf den einzelnen Menschen die Möglichkeit, diesen in Reaktion auf das soziale und kulturelle Umfeld, in dem er sich bewegt, lebt und wirkt, nach allen Seiten hin zu untersuchen. Ein Individuum soll mitsamt seinen Motiven und Grundüberzeugungen – die sich meist nicht erschließen lassen – Fähigkeiten und Handlungen, familiären, lokalen und überlokalen Beziehungen, seiner Gedanken- und Glaubenswelt erfasst werden. Dabei wird ein Individuum durchaus auch als Fallbeispiel oder Repräsentant einer Gruppe hergenommen, sofern sich gewisse Aussagen sowohl im materiellen wie auch im geistig-mentalbereich als typisch erweisen.<sup>48</sup>

Der Lebenslauf eines einzelnen Menschen dient also insofern als wichtige Erkenntnisquelle, weil diese Einzelperson in ihrer „Normalität“ als „Durchschnittsmensch“

---

<sup>45</sup> Borscheid, Plädoyer. In: Borscheid/Teuteberg, Ehe, S. 1-14, hier S. 8.

<sup>46</sup> Schulze, Einleitung. In: Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, S. 6-18, hier S. 9.

<sup>47</sup> Medick, Mikro-Historie. In: Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, S. 40-53, hier S. 44f.

<sup>48</sup> Goetz, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 67-101, hier S. 78.; Wolfgang Hardtwig, Alltagsgeschichte heute. Eine kritische Bilanz. In: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 19-32, hier S. 21.

für eine Vielzahl von Individuen steht. Das Typische – die Regel – wird durch die Beschäftigung mit der Vielzahl von Einzelschicksalen überhaupt erst fassbar.<sup>49</sup>

Zum Alltag vergangener oder gegenwärtiger Zeiten – und somit zum Interessensbereich der Alltagsgeschichte – gehören auch die „materiellen Ablagerungen einer vergangenen (oder gegenwärtigen) Lebensweise“.<sup>50</sup> Alltagsgeschichte fragt daher auch nach dem Sinn der Gegenstände für ihre Schöpfer und Benützer, denn „es sind immer erst die Bedeutungen der Gegenstände und Bilder, die sie zu Überresten einer vergangenen sozialen Wirklichkeit machen“.<sup>51</sup>

## 1.6 Realienkunde – über die Objekte aus vergangenen Zeiten

Auch in der Realienkunde – vielmehr über die verschiedenen Bezeichnungen für historische Objekte vergangener Zeiten – wurde eine breite theoretische Diskussion geführt.<sup>52</sup> Ich beschränke mich hier auf grundlegende Betrachtungen, die zum besseren Verständnis der Wichtigkeit des Faches in der Erforschung von Alltag dienen sollen. Die für diese Arbeit vor allem relevanten Betrachtungen zum Kleidungswesen, welches einen zentralen Bereich in der Erforschung von Alltag bildet, werden gesondert in Kapitel 4.2.8.2 dargelegt.

Die Realienkunde beschäftigt sich mit Gegenständen als Quellen und Zeugnisse des menschlichen Lebens vergangener Zeiten und widmet sich der Untersuchung dieser materiellen Kultur. Für sie ist die Bedeutung der sachlichen, materiellen Quelle zur Erfassung der Vergangenheit ebenso wichtig, wie die Berücksichtigung des Menschen in seiner Umwelt.<sup>53</sup>

Wie Helmut Hundsbichler formuliert, widmet sich die Realienkunde der Erforschung des „[...] Neben-, Mit- und Ineinander von Materiellem und Immateriellem, von ‚Sachen‘ und ‚Menschen‘.“<sup>54</sup> Es geht somit folglich um das Verhältnis von Individuen zur Welt des Gegenständlichen,<sup>55</sup> um die Beziehung von Mensch und Objekt, um „[...] die

---

<sup>49</sup> Goetz, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 67-101, hier S. 78.

<sup>50</sup> Reinhard Sieder, Alltagsgeschichte. In: Ernst Bruckmüller (Hg.), Alltagserfahrungen in der Geschichte Österreichs (= Schriften des Instituts für Österreichkunde 61), Wien 1998, S. 6-20, hier S. 11.

<sup>51</sup> Sieder, Alltagsgeschichte. In: Bruckmüller (Hg.), Alltagserfahrungen, S. 6-20, hier S. 11.

<sup>52</sup> Siehe dazu Hundsbichler, Geschichte. In: Dirlmeier/Fouquet, Menschen, S. 128-145.

<sup>53</sup> Dietrich Schwarz, Mittelalterliche Realienkunde: Standortbestimmung und Methode der Forschung. In: Die Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters. Methode-Ziel-Verwirklichung. Internationales Round-Table-Gespräch Krems an der Donau 20. September 1982 (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 6), Wien 1984, S. 9-13, hier S. 9.

<sup>54</sup> Helmut Hundsbichler, Sachen und Menschen. Das Konzept Realienkunde. In: Die Vielfalt der Dinge. Neue Wege zur Analyse mittelalterlicher Sachkultur (= Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Diskussionen und Materialien Nr. 3), Wien 1998, S. 29-62, hier S. 40.

<sup>55</sup> Ulf Dirlmeier, Alltag, materielle Kultur, Lebensgewohnheiten im Spiegel spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Abrechnungen. In: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Leben-

Geschichte der gesamten materiell-technischen Sphäre der Produktion, des Austausches und der Konsumtion, gesehen aus der Perspektive der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse vor dem gesellschaftlichen Hintergrund.“<sup>56</sup> Realien sind nur denkbar in Bezug auf den Menschen. Der Mensch ist der Hersteller und Anwender der Realien, vom Menschen kommt das Quellenmaterial, mit dem sich die Sachkulturforschung auseinandersetzt.<sup>57</sup>

Gerhard Jaritz hat dargelegt, dass für die Alltagskultur neben der Mensch-Objekt-Beziehung auch Situationen und Qualitäten bestimmend sind. Gemeint sind Situationen, in denen die Mensch-Objekt-Beziehungen auftreten, durch welche sie bedingt oder ausgelöst werden. Zu den Qualitäten eines Objektes, die in den Quellen angegeben oder beschrieben werden, gehören beispielsweise Formen, Materialien, Farben, Größen, Werte und Funktionen. Der Mensch mit seiner jeweiligen Geschlechts-, Standes-, Schichts-, Gruppen- und Alterszugehörigkeit steht mit Objekt, Situation und Qualität jeweils in bestimmten Beziehungen zueinander, die es auszuleuchten gilt.<sup>58</sup> Daraus folgt, dass eine Quellennachricht sich als eine aus bestimmten Gründen entstandene Verbindung bzw. Verknüpfung der Kategorien Mensch, Objekt, Situation und Qualität klassifizieren und interpretieren lässt.<sup>59</sup>

### 1.6.1 Methodik und Erkenntnisgewinn

Die Sachanalyse stellt in der Realienkunde nicht den Endzweck, sondern vielmehr – und damit gibt Helmut Hundsichler dem programmatischen Titel seines Aufsatzes „Sachen und Menschen“ eine nochmalige Rechtfertigung – die „[...] Brücke für menschenorientierte Fragestellungen [...]“ dar.<sup>60</sup>

Bezüglich der Methodik unterstreicht Gerhard Jaritz einmal mehr die Notwendigkeit systematischer Einzeluntersuchungen zur Rekonstruktion eines „Gesamtbildes“ historischer Alltagskultur.<sup>61</sup> Als ein Hilfsmittel für die Quelleninterpretation sieht er deren

---

Alltag-Kultur (= Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Nr. 13), Wien 1990, S. 157-180, hier S. 157.

<sup>56</sup> Andrzej Klonder, Geschichte der materiellen Kultur des Mittelalters und der Frühneuzeit. Theorie-Methoden-Forschungsbilanz. In: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Leben-Alltag-Kultur. Internationaler Kongress Krems an der Donau 27. bis 30. September 1988 (= Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Nr. 13), Wien 1990, S. 23-35, hier S. 24.

<sup>57</sup> Hundsichler, Geschichte. In: Menschen, S. 128-145, hier S. 128.

<sup>58</sup> Gerhard Jaritz, Mittelalterliche Realienkunde: Quellenbefund und Quelleninterpretation. In: Die Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters. Methode-Ziel-Verwirklichung (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 6), Wien 1984, S. 33-38, hier S. 35ff.; Jaritz, Augenblick, S. 13ff.

<sup>59</sup> Jaritz, Augenblick, S. 13.

<sup>60</sup> Hundsichler, Sachen und Menschen. In: Vielfalt, S. 29-62, hier S. 42.

<sup>61</sup> Jaritz, Realienkunde. In: Erforschung, S. 33-38, hier S. 38.

grobe Kategorisierung und Strukturierung nach ihrer Intention. Diese Einordnung der Quellen kann dazu dienen, deren „alltagskulturellen Realitätsgehalt“ zu prüfen bzw. zu bestimmen. Gerhard Jaritz nimmt folgende Unterscheidung bzw. Einordnung der Quellen vor:

„Realität“ lässt sich etwa aus den Quellengattungen Rechnung, Testament, Inventar, Originalobjekt etc. erkennen. Zu der Gruppe von Quellen, aus denen sich eine „vermeintliche Realität“ erkennen lässt, gehören Chroniken, Briefe, Tagebucheinträge, Reisebeschreibungen, zum Teil auch Bilder und literarische Quellen. Zur Quellengruppe der „Normen“ gehören all jene normativen Überlieferungen, die Regelungen für diverse gesellschaftliche Schichten, Personengruppen oder Einzelpersonen hinsichtlich ihrer spezifischen Lebenssituation, ihres Berufes oder ihres Privatlebens enthalten. Dazu zählen etwa Handwerksordnungen, Weistümer, Kleidungsvorschriften, zum Teil auch Predigten etc. Zu jener Gruppe, die Gerhard Jaritz „Wunsch und Ideal“ nennt, gehören Quellen, die in Bezug auf das Alltagsleben bloße Wunsch- oder Idealvorstellungen widerspiegeln, wie zum Teil Bilder, didaktische Literatur und Predigten etc. Literarische oder bildliche Darstellungen und Überlieferungen sind Quellengattungen, in denen die Grenzen zwischen der Realität bzw. Detailrealismen, realitätsbezogenen Wünschen oder Idealen mit Fiktionalem verschwimmen. Diese ordnet Gerhard Jaritz der Gruppe „Fiktion“ zu.<sup>62</sup>

---

<sup>62</sup> Jaritz, Realienkunde. In: Erforschung, S. 33-38, hier S. 37.; Siehe dazu ausführlich Jaritz, Augenblick, S. 15-25.

## 2. DIE WIENER JUDEN IN DER FRÜHEN NEUZEIT

### 2.1 Von der Wiederansiedlung bis zur Umsiedlung

Die Darstellung der Geschichte der Wiener Juden in der Frühen Neuzeit muss mit der Wiener Gesera von 1420/21 beginnen.<sup>63</sup> Ab dieser Vertreibung wurden im gesamten Herzogtum Österreich (heutiges Ober- und Niederösterreich ohne Innviertel) keine Juden mehr geduldet, somit existierten ab diesem Zeitpunkt auch keine jüdischen Gemeinden mehr. Nur in einzelnen Fällen war es privilegierten Juden bis ins 16. Jahrhundert gestattet, sich für einen beschränkten Zeitraum in der Stadt Wien aufzuhalten.<sup>64</sup>

Ab 1570 siedelten sich allmählich wieder Juden in Wien an, vermutlich Mitglieder reicher Prager Familien und hofbefreite Juden,<sup>65</sup> die auch in Wien ihre Geschäfte betrieben.<sup>66</sup> Die über Jahre hinweg entstandene jüdische Gemeinde organisierte sich allmählich, verfügte im ausgehenden 16. Jahrhundert über einen Rabbiner, einen Friedhof (in Wien 9, Seegasse 11), ein rituelles Bad und eine Synagoge. Ebenso war den Juden von offizieller Seite erlaubt, die notwendigen Gemeindeämter zu besetzen.<sup>67</sup> Die Übersiedlung des Kaiserhofes von Prag nach Wien 1612/13 machte die neue Residenzstadt für viele (Hof-) Juden attraktiver und die Zahl der Gemeindemitglieder wuchs durch den vermehrten Zuzug rasch an.<sup>68</sup>

Der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges vergrößerte abermals den kaiserlichen Finanzbedarf, weswegen viele Wiener Juden als Geldgeber, Heereslieferanten oder Münzverwalter<sup>69</sup> in den Diensten Kaiser Ferdinands II. treten konnten.<sup>70</sup> Seine Politik

---

<sup>63</sup> Zur Wiener Gesera: Klaus Lohrmann, Die Wiener Juden im Mittelalter (=Geschichte der Juden in Wien Bd. 1), Berlin/Wien 2000, S. 155-173.; Hödl, Suche, S. 273f.

<sup>64</sup> Vgl. Hödl, Suche, S. 275.; Vgl. Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 234.; Vgl. Hans Tietze, Die Juden Wiens, Wien 2007 (Nachdruck), S. 37ff.

<sup>65</sup> Den Beginn von „Hofbefreiungen“ für Juden setzt die Forschung mit dem Jahr 1582 an. Der wachsende Finanzbedarf Rudolfs II. durch dauernde Kriege und eine aufwendige Hofhaltung veranlasste ihn dazu, sich neue Einnahmequellen zu suchen. Die Gegenleistungen von Seiten der jüdischen Empfänger für eine mit umfangreichen Rechten verbundene Hofbefreiung waren finanzieller Natur. Die Rechte und Freiheiten einer Hofbefreiung umfassten die Aufnahme in kaiserlichen Schutz, kaiserliches Geleit, Wohnrecht in der Residenzstadt Prag bzw. Wien, Nachreiserecht bei Verlegung des Hofstaates, Abgabefreiheit beim Handel während dieser Reisen, Verbot der Anklage oder Verhaftung wegen eigener oder fremder Schulden, Befreiung von der Kennzeichnungspflicht, Anspruch auf Hofquartierzimmer, Zahlung von christlichen Zöllen und Mauten, jurisdiktionelle Unterstellung unter das Obersthofmarschallamt, Recht des Verkaufs nicht eingelöster Pfänder nach Jahresfrist, Handels- und Gewerbeerlaubnis in der Residenzstadt, Steuerbefreiung seitens der Stadt, Erlaubnis zur Ausübung jüdischer Zeremonien.

Siehe dazu: Staudinger, Gnaden.; Vgl. Tietze, Juden, S. 44.

<sup>66</sup> Vgl. Klaus Lohrmann, Zwischen Finanz und Toleranz. Das Haus Habsburg und die Juden. Ein historischer Essay, Graz/Wien/Köln 2000, S. 184.

<sup>67</sup> Vgl. Tietze, Juden, S. 44.

<sup>68</sup> Vgl. Staudinger, Gnaden, S. 23.

<sup>69</sup> Ausführlich dazu: Barbara Staudinger, Silber für den Kaiser. Juden an der Wiener Münze vom 12. bis 18. Jahrhundert. Teil 1. In: Die Münze 19/2 (2008), S. 16-18.

brachte umfassende Verbesserungen der Lebensverhältnisse der Juden sowohl im Reich als auch in jedem seiner eigenen Territorien mit sich. Wie schon angedeutet war ein Grund für diese judenfreundlichen Maßnahmen der enorme Finanzbedarf durch den Krieg – um diesen überhaupt erst führen zu können, benötigte der Kaiser große Geldsummen.<sup>71</sup> In diesem Zusammenhang ist auch die – anfänglich auf die österreichischen Erblände und Böhmen beschränkte – Entwicklung der kaiserlichen Hofbefreiung oder des Hofjudenprivilegs zu sehen, welches eine Art Vertrag zwischen Empfänger und Aussteller darstellte. Die Gegenleistungen für die Aufnahme in die Reihe einer mit Zusatz- und Sonderrechten ausgestatteten Oberschicht waren finanzieller Natur.<sup>72</sup> Somit war die Möglichkeit des Aufstieges in den Kreis der Hofjuden ausschließlich einer finanziell potenten Elite der Juden vorbehalten.

Im Jahr 1620 wurde die jüdische Gemeinde durch ein Patent Ferdinands II. als Organisation und Institution mit Rechten und Freiheiten anerkannt. Diese offizielle Kundmachung des Rechtsstatus galt für alle in Wien lebenden Juden.<sup>73</sup> Ihnen wurde gestattet, „[...] *eine sinigogi oder schul nach ihrer gelegenheit zurichten, darzu auch durch großen baann und fluchen die eltisten dero eltisten dero judenschaft alhier, das richteramtb, einen unparteyischen rabiner, cantor, fürsinger, schulklöper und fleischhaker erwölen, sezen und einen schreiber halten dürfen und mechten [...]*“.<sup>74</sup> Die von Kaiser

---

<sup>70</sup> Vgl. Tietze, Juden, S. 47.

Vgl. Staudinger, Gnaden, S. 23.

<sup>71</sup> Vgl. Lohrmann, Finanz, S. 186.

<sup>72</sup> Auflistung der in eine Hofbefreiung eingeschlossenen Rechte siehe Anm. 65. Die Ausstellung einer Hofbefreiung war für den Empfänger nicht automatisch mit dem Erhalt des Titels „Hofjude“ verbunden. Zu Terminologie und Titel siehe: Staudinger, Gnaden, S. 24f.

<sup>73</sup> Vgl. Lydia Gröbl/Sabine Hödl/Barbara Staudinger, Steuern, Privilegien und Konflikte. Rechtsstellung und Handlungsspielräume der Wiener Juden von 1620 bis 1640. Quellen zur jüdischen Geschichte aus den Beständen des Österreichischen Staatsarchivs. In: MÖStA 48 (2000), S. 147-195, S. 169f.

<sup>74</sup> Patent Ferdinands II. Druck bei Alfred F. Pribram (Bearb.), Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien Bd. 1, Wien/Leipzig 1918 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch Österreich VIII), S. 58-59, Nr. 37.

Zum Folgenden siehe Katz, Tradition:

Der Bann (hebr. *cherem*) war ein Zwangsmittel/eine Disziplinarmaßnahme, um die Autorität der Gemeinde aufrechtzuerhalten. Ein Bann bedeutete den Ausschluss aus der Gemeinschaft. Jemanden daran zu hindern, am Gemeindeleben teilzunehmen, war eine der wichtigsten Strafmaßnahmen der Ortsgemeinde (hebr. *kehilla*) zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert.

Der Rabbiner ist ein Gemeindeangestellter mit den Aufgaben eines Lehrers, Richters, Predigers, Fachmanns der Halacha und Leiters einer Gemeinde. Man wurde nach abgeschlossenem Studium in der Jeschiwa (Talmudhochschule) zum Rabbiner ordiniert.

Der Kantor (hebr. *chasan*) ist der Vorbeter in einer Synagoge. Ein Kantor soll eine gute Stimme und einen Bart haben, verheiratet, untadelig und mit der Liturgie vertraut sein. Oft wirkte er in Doppelfunktion als *Schamasch*, als Amts- und Gemeindediener.

Die Aufgabe eines Schulklopfers war es, die Leute zum Gottesdienst in die Synagoge zu rufen.

Der Fleischhauer musste ein den jüdischen Religionsgesetzen entsprechendes Fleisch zur Verfügung stellen.

Ferdinand II. geförderte Neukonstituierung der Wiener jüdischen Gemeinde hatte eine erhebliche Stärkung des Gemeindeflusses zur Folge.<sup>75</sup>

## 2.2 Die Wiener Judenstadt. 1624/25 – 1670/71

Bis zum Jahre 1624 lebten die Juden in Wien als Mieter in christlichen Häusern im Bereich des so genannten Kienmarkts (heutige Judengasse). 1623 kamen Beschwerden seitens der Stadt auf, die Juden hätten ein erworbenes Haus zur Unterbringung einer Synagoge entgegen dem Verbot der äußerlichen Veränderung doch merklich umgestaltet, hätten „[...] *fast ein tempel zu erpauen sich understanden* [...]“.<sup>76</sup> Infolge dieser Beschwerden sollten die Freiheiten der Juden generell geprüft werden und Überlegungen wurden angestellt, die Juden aus den christlichen Wohngebieten auszusiedeln.

Hinter den Anfeindungen der Stadt Wien gegen die Juden stand vor allem die Tatsache der wirtschaftlichen Konkurrenz der geschäfts-, handel- und handwerktreibenden Juden für die Wiener Handwerker, Kauf- und Handelsleute.<sup>77</sup>

Den neuen Wohnort der Juden fand man auf der anderen Seite des Donauarmes, im so genannten Unteren Werd – heute der 2. Wiener Gemeindebezirk. Im Jahr 1624 wurden der gesamten Wiener Judenschaft kaiserlicher Schutz, Schirm und die bestehende Rechtssicherheit garantiert. Die Umsiedlung war mit einer erneuten und erweiterten Privilegierung durch Ferdinand II. verbunden.<sup>78</sup> Mit der Judenstadt und den Zugeständnissen und Freiheiten, die der Gemeinde zuteil wurden, entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten eine bedeutende jüdische Gemeinde und das Gebiet wurde ein relativ autonomer Bereich neben der Stadt.<sup>79</sup>

Auf Drängen des Wiener Stadtrates erließ Kaiser Ferdinand II. im Jahr 1625 schließlich den Befehl, dass die Juden ihre Wohnungen innerhalb der Stadtmauern

---

<sup>75</sup> Vgl. Lohrmann, Finanz, S. 187f.

<sup>76</sup> Intimationsdekret im Auftrag des Kaisers an einige geheime Reichshof- und N.Ö. Regimenträte. Zitiert nach Pribram, Urkunden, S. 79-80, hier S 79, Nr. 45.

<sup>77</sup> Vgl. Tietze, Juden, S. 47f.

Zum Konflikt zwischen der Stadt und den Juden siehe ausführlicher Rauscher, Ort.

Vgl. Grödl, Hödl, Staudinger, Steuern, S. 172.

<sup>78</sup> Ebd.

Patent Ferdinands II. Druck bei Pribram, Urkunden, S. 84-88, Nr. 52.

Das Patent enthält etwa die Bestimmungen, dass Juden mit ihren Familien und Angestellten in den Häusern im Unteren Werd nur so viel Steuern zu zahlen haben wie zuvor die christlichen Untertanen, sowie einen Geldbetrag an die Stadt Wien, deren Bürgerspital der Grundherr des Unteren Werds war. Des Weiteren: Befreiung von allen städtischen Abgaben, jurisdiktionelle Unterstellung der gesamten Judenschaft unter das Gericht des Obersthofmarschalls, freier Eintritt in die Stadt, Erlaubnis des Weiterbesitzes der Handelsgewölbe am Kienmarkt, Befreiung von der Kennzeichnungspflicht, Erlaubnis zur Errichtung weiterer Häuser in der Judenstadt, Erlaubnis zur Einrichtung eines rituellen Bades, einer Synagoge und einer Fleischbank, Erlaubnis zur Anstellung des nötigen Gemeindepersonals, Erlaubnis der Aufstellung und Wahl von Gemeindevorständen.

<sup>79</sup> Rauscher, Ort, S. 87.

verlassen sollten. Im Sommer desselben Jahres mussten sie endgültig in die Judenstadt umziehen, wie es in der Wohnplatzanweisung vom Juli 1625 lautet: *„Ob nun wol theils juden bis anhero in der statt darumben geduldet worden, daß vor einem jahr, als sy hinaus weichen sollen, der winter an der hand, auch die häuser und gelegenheit für sy zur wohnung noch nit zugericht gewest; alldieweilen aber anjezo ir unterkomen zu benüegen zurgerichtet [...] alle und jede noch in der statt wohnende juden hinaus in untern wert schaffen und denselben gemessen und alles ernsts auferlegen, daß sich hinfüro keiner mehr in der statt über nacht [...] betreten lasse.“*<sup>80</sup> Auf die Berufsausübung und die in der Stadt gebotenen wirtschaftlichen Möglichkeiten mussten die Juden trotz ihres neuen Wohnortes nicht verzichten.<sup>81</sup> Es war ihnen weiterhin gestattet, die Geschäftsläden und Handelsgewölbe in der Stadt aus der Zeit vor der Umsiedlung zu behalten. Die Geschäftstätigkeit in der Stadt blieb also weiterhin ein zentraler Punkt der Auseinandersetzungen zwischen der Stadt Wien und den Juden, andauernden Anfeindungen konnten sie aber durch den Umzug entgehen.<sup>82</sup>

Mit einer Synagoge, weiteren rituellen Einrichtungen und Ämtern konnten die Wiener Juden ein geregelteres und gesichertes Gemeindeleben führen, auch ihre Rechtsbefugnisse wurden in den Folgejahren erheblich ausgebaut. Ferdinand II. als ihr Schutzherr gewährte ihnen große Rechtsfreiheit. Wie Lydia Gröbl, Sabine Hödl und Barbara Staudinger bemerken, sind diese Rechte und Freiheiten mit dem Interesse des Hofes an pünktlichen Kontributionszahlungen und dem Wunsch, innerjüdische Konflikte intern geregelt zu wissen, zu erklären.<sup>83</sup> In einem Patent vom November 1632 lässt Ferdinand II. verlauten: *„[...] so geben wir [...] ihr, der judenschaft, diesen macht und gewalt, daß sie in allen under ihnen wie oben vermeldet fürfallenden civilsachen (außer der criminal- und andern verübenden, hohen verbrechen) durch güete oder aber mit der scherfe für sich selbst nach anhör- und vernehmung der sachen beschaffenheit verfahren und das, so sie unrecht befunden, mit gebührender straf an denen verbrechern exequiren und volziehen, auch zu solchem ende in ihrer wohnstatt an einen gewiessen ort einen carcerem oder gefengnus, wie zu praag in der judenstatt gebräuchig, zu einzieh- und verwahrung der übertreter erbauen, aufrichten und halten [...]“*.<sup>84</sup> Die Erlaubnis, selbst Recht zu sprechen, bezog sich auf innerjüdische Zivilklagen hinsichtlich des jüdischen (religiösen) Gesetzessystems, welches alle Lebens- und Rechtsbereiche umfasst. Für alle

---

<sup>80</sup> Intimation im Auftrag des Kaisers an den Hofkriegsratspräsidenten Grafen Collato. Zitiert nach Pribram, Urkunden, S. 97f, hier S. 97, Nr. 59.

<sup>81</sup> Vgl. Gröbl, Hödl, Staudinger, Steuern, S. 174f.

<sup>82</sup> Vgl. Rauscher, Ort, S. 108.

<sup>83</sup> Gröbl, Hödl, Staudinger, Steuern, S. 176f.

<sup>84</sup> Patent Ferdinands II. Zitiert nach Pribram, Urkunden, S. 113-116, hier S. 115, Nr. 72.

anderen Klagen war jedoch weiterhin der Obersthofmarschall zuständig.<sup>85</sup> Beispielhaft illustriert diese Erlaubnis die erhebliche Rechtsfreiheit, welche den Wiener Juden unter Ferdinand II. zuteil wurde.

### 2.2.1 Regierungswechsel als eine Zeit rechtlicher Unsicherheit

Hinsichtlich der rechtlichen Situation der mit kaiserlichen Privilegien ausgestatteten jüdischen Gemeinde und der privilegierten Einzelpersonen war ein Herrscherwechsel stets mit Unsicherheit verbunden, da die jeweiligen Privilegien vom neuen Kaiser erst bestätigt und erneuert werden mussten.<sup>86</sup>

Der Tod Ferdinands II. und die Thronbesteigung Ferdinands III. hatten für die Juden eine Zeit geprägt von solch rechtlicher Unsicherheit zur Folge. Ihre Rechtsstellung änderte sich grundlegend, als Ferdinand III. im Mai 1638 seinen Beschluss bekannt gab, keine befreiten Hofjuden mehr zu „halten“. Dies bedeutete, dass alle in der Judenstadt lebenden Juden dem bürgerlichen Magistrat – also der städtischen Rechtssprechung – unterstellt werden sollten und nicht mehr in den jurisdiktionellen Zuständigkeitsbereich des Obersthofmarschalls fielen.<sup>87</sup>

Die Stadt Wien profitierte vom Amtsantritt Ferdinands III. durch eine Verordnung vom Juni 1638, laut welcher „[...] ihnen juden auch mehrers nit als nur zwei gwölber in der statt zu verwahrung der etwa sich bei ihnen befindenter christenpfänder verstattet, in dem ybrigen aber sie mit aller handlung aus der statt geschafft, keiner weiter mehr darin gelassen, vil weniger bei hofe oder in der burck hinfüero geduldet werden, sondern ihnen aller zuetritt genzlich verboten sein solle [...]“.<sup>88</sup> Die größte Beschränkung für die Juden bestand wohl darin, dass ihnen der Besitz von Geschäftsgewölben und der Handel innerhalb der Stadt nunmehr gänzlich verboten waren.<sup>89</sup>

Ab November 1638 verbesserte sich ihre Situation allmählich wieder, als es ihnen gelang, einen kaiserlichen Schutzbrief zu erhalten. Im Mai 1639 gewannen sie einen Teil ihrer früheren Rechte wieder zurück. Des Weiteren wurde ihnen der Besitz von mehreren Handelsgewölben in der Stadt wieder gestattet – der Verdienst aus den Geschäftstätigkeiten kam zu einem nicht geringen Teil ja auch dem Kaiser in Form von Kontributionen und Steuern zugute.

---

<sup>85</sup> Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 287.

<sup>86</sup> Vgl. Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 287.

<sup>87</sup> Vgl. Gröbl/Hödl/Staudinger, Steuern, S. 177.

<sup>88</sup> Intimation im Auftrag des Kaisers durch die N.Ö. Regierung an den Magistrat von Wien. Zitiert nach Pribram, Urkunden, S. 125, Nr. 80.

<sup>89</sup> Vgl. Gröbl/Hödl/Staudinger, Steuern.; Vgl. Rauscher, Ort, S 105.; Vgl. Staudinger, Zeit. In: Brugger u.a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 287.

Im Jahre 1641 änderte sich auch die Rechtsstellung der Juden – sie wurden wieder der Jurisdiktion des Obersthofmarschalls unterstellt. Ein Patent Ferdinands III. vom Jänner 1645 besagte, „[...] daß uns die gemeine judenschaft unserer statt wien gehorsambist zu vernemmen geben [...] wie daß sie [...] von weyland dem allerdurchläuchtigsten, großmächtigsten fürsten, herrn Ferdinando dem andern [...] mit unterschiedlichen privilegien und freyheiten allergenedigist versehen und begnadet worden [...] Also haben wier [...] ihnen nachfolgunde ihre freyheiten und privilegien allergenedigist confirmirt, bestätigt und von neuen verlihen und gegeben [...]“.<sup>90</sup>

Dieses Patent sicherte den Juden schlussendlich also ihre frühere Rechtsposition – wie in den Privilegien von Ferdinand II. festgelegt – wieder zu.<sup>91</sup>

Die Konflikte zwischen der Stadt und den Wiener Juden nahmen zwar immer größere Ausmaße an, dies wirkte sich auf deren Rechtsstellung bis zur Ausweisung 1669/70 aber nicht sonderlich negativ aus.<sup>92</sup> Im Jahr 1652 bestätigte Kaiser Ferdinand III. den Juden ihre Privilegien, im Jahre 1659 wurden diese unter Kaiser Leopold I. erneuert.<sup>93</sup> Die relativ garantierte rechtliche Sicherheit dürfte dafür verantwortlich gewesen sein, dass die Einwohnerzahl der Judenstadt zusehends anstieg: In den Jahren von 1650-1660 dürften zwischen 1 250 und 1 500 Juden und Jüdinnen in Wien gelebt haben. Das bedeutet, dass die jüdische Bevölkerung Wiens seit dem Jahrhundertbeginn, als diese etwa 78 Personen zählte, um ein Vielfaches gestiegen war.<sup>94</sup>

## 2.2.2 Konflikte und Vertreibung

Trotz der relativen Sicherheit ihrer rechtlichen Stellung wurde das Leben der Juden in Wien durch immer wiederkehrende Konflikte – sowohl von außerhalb provoziert als auch mit Ursprung im Inneren der Judenstadt – erschwert. Innerhalb der Judenstadt hatte es bereits in den 1640-er Jahren Ausschreitungen und Steuerskandale gegeben, die mit Schuldsprüchen gegen einige Wiener Juden endeten und abermals Proteste und Beschwerden der Wiener Bürger nach sich zogen.

Zu Unruhen und Aufständen gegen die Judenschaft hatten zusätzlich zwei unaufgeklärt gebliebene Mordfälle in der Judenstadt geführt. Zum einen wurde im Jahr 1651 die Jüdin

---

<sup>90</sup> Patent Ferdinands III. Zitiert nach Pribram, Urkunden, S. 145, Nr. 92.

<sup>91</sup> Vgl. Grödl/Hödl/Staudinger, Steuern, S. 178f.; Vgl. Rauscher, Ort, S. 106.

<sup>92</sup> Vgl. Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 287.

<sup>93</sup> Intimationsdekret im Auftrag des Kaisers an die Wiener Judenschaft. Druck bei Pribram, Urkunden, S. 159-165, Nr. 98.

Patent Leopolds I. Druck bei Pribram, Urkunden, S. 179-186, Nr. 103.

<sup>94</sup> Siehe dazu Tabelle 1: Übersicht über die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung Wiens in: Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 236.

Eleonore ermordet, worauf führende Mitglieder der Wiener Gemeinde verhaftet worden waren. Zum zweiten wurde 1665 die verstümmelte Leiche einer christlichen Frau in einer Pferdetränke in der Judenstadt gefunden, worauf die Gemeindevorsteher abermals verhaftet wurden.<sup>95</sup> Dieser Mord erregte die Wiener Bevölkerung ein weiteres Mal und hatte gewalttätige Ausschreitungen zur Folge, was auch aus einem Schutzpatent Leopolds I. hervorgeht: „[...] wasmaßen jetzgedachte judenschaft wegen einer im nächstverwichenen monath may ermordeten und bey der judenstadt allhier in einem graben gefundenen weibspersohn in großen argwohn, gefahr und verfolgung bey dem gemeinen mann gerathen, derentwillen wir [...] alle gewalthätigkeiten gegen ihnen, juden, mit Worten oder Wercken [...] bey Leib- und Lebensstrafe durch öffentlichen ruf allhier zu wien verbieten [...]“.<sup>96</sup>

Ein weiterer Steuerskandal um den Steuerpächter Hirschl Mayr führte abermals zu Unruhen und beeinflusste auch die Stimmung bei Hof gegenüber den Juden.<sup>97</sup> Hinzu kamen immer offensichtlicher werdende Anfeindungen ihrer schärfsten Gegner – der schon mehrmals erwähnten Wiener Kaufleute. Diese fürchteten die wirtschaftliche Konkurrenz durch Handel und Geschäftstätigkeit, brachten immer wieder Beschwerden und Vorwürfe gegen die Juden bei Hof vor und verlangten schließlich ihre Vertreibung.<sup>98</sup> Im Jahr 1668 wurde eine kaiserliche Inquisitionskommission eingesetzt, die untersuchen sollte, ob und wie die Judenschaft „reduziert“ werden könne.<sup>99</sup> In einem Votum der Inquisitionshofkommission an den Kaiser werden unter vielen anderen folgende Gründe für die Ausweisung der Juden genannt: „*Erstlichen, weilien die juden die größten feind und widersacher des christlichen volcks und glaubens sein [...] vornehmliches aber ihre [der Stadt Wien] meiste beschwärde in deme gestelt worden, daß die anzahl der juden der burgerschaft fast gleichet, wo nicht ubertrifft; die menge der gwölber, deren über 70 an den vornehmsten plaz der statt ligen, umb sovil abgang den burgerlichen gwölbern verursachen, mit herumbtragung allerhand sorten an abgelegnen wahren und tandlereyen, auch mit selbstzuerichtung der kleider und treibung unterschiedlicher handwercken*

---

<sup>95</sup> Ausführlich dazu siehe David Kaufmann, Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien und Niederösterreich, ihre Vorgeschichte (1625-1670) und ihre Opfer, Wien 1889, S. 89f.

<sup>96</sup> Patent Kaiser Leopolds I. Druck nach Codex Austriacus, III, p. 189. Zitiert nach Pribram, Urkunden, S. 92f, Nr. 110.

<sup>97</sup> Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 288.; Ausführlich dazu siehe Tietze, Juden, S. 55-59.

<sup>98</sup> Vgl. Rauscher, Ort.; Vgl. Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 288.

<sup>99</sup> Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 330f.

*großen eintrag thun [...] durch ihre betriegliche handlungen und contract vil burgerliche handlsleut in das fallirn gebracht [...]“.*<sup>100</sup>

Wie Hans Tietze es formulierte, enthielten die von den Wienern vorgelegte Bittschrift und das Gutachten der Inquisitionskommission bezüglich der Ausweisung der Juden „keine nennenswerten neuen Argumente, die nicht schon seit Jahrzehnten und Jahrhunderten gebräuchlich gewesen wären“.<sup>101</sup> Trotzdem erging im Juli 1669 der erste Ausweisungsbefehl,<sup>102</sup> dem im Februar 1670 der letzte folgte,<sup>103</sup> worauf schließlich alle Juden die Stadt Wien verlassen mussten.<sup>104</sup>

### **2.3 Jüdisches Leben in Wien nach der Vertreibung**

Nach der Ausweisung aller Juden aus der Judenstadt wurden die Häuser geschätzt, von der Stadt übernommen und zum Verkauf angeboten. Der Name des Gebietes wurde in „Leopoldstadt“ geändert, die große Synagoge (Klaussynagoge) wurde zur Pfarrkirche St. Leopold umgebaut und bereits im August 1670 eingeweiht. Der Friedhof in der Roßau konnte nur durch eine Stiftung der Gebrüder Fränkl – Erben des im April 1670 gestorbenen und am Friedhof begrabenen Jakob Fränkl – weiter bestehen. Diese zahlten der Stadt 4 000 Gulden für die Erhaltung des Friedhofes, der folglich umzäunt und bewacht wurde.<sup>105</sup>

Die Vertriebenen wanderten in einer ersten Welle großteils nach Mähren, wo viele der Bewohner der Wiener Judenstadt Familienanschluss hatten und von wo sie einst nach Wien gekommen waren. Böhmen, Ungarn, Bayern, Brandenburg, Polen und Frankreich waren weitere Destinationen, an denen sich Juden infolge der Vertreibung aus Wien niederließen.<sup>106</sup>

„Jetzt musste das zurückgehaltene Glück in Stadt und Land aus der Erde quillen, vom Himmel stürzen; wenn Wien kein Eldorado, Niederösterreich nicht Arkadien wurde, dann logen die Propheten des Judenhasses, dann waren die Vertriebenen am Ende doch nicht die

---

<sup>100</sup> Votum der Inquisitionshofkommission an den Kaiser. Zitiert nach Pribram, Urkunden, S. 197-208, Nr. 115.

<sup>101</sup> Tietze, Juden, S. 63.

<sup>102</sup> Kaiserliche Resolution. Druck bei Pribram, Urkunden, S. 222f, Nr. IV.

<sup>103</sup> Intimation des Kaisers an die Wiener Judenschaft. Druck bei Pribram, Urkunden, S. 235, Nr. XII.

<sup>104</sup> Der Ausweisungsbefehl galt nicht nur für die Wiener Juden, sondern für alle Juden im Gebiet Österreichs unter der Enns. Die niederösterreichischen Landjuden mussten das Gebiet bis spätestens Ostern 1671 verlassen. Zu den niederösterreichischen Landjuden siehe Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 296-300.; Ausführlich dazu Sabine Hödl/Peter Rauscher/Barbara Staudinger (Hg.), Hofjuden und Landjuden. Jüdisches Leben in der Frühen Neuzeit, Berlin/Wien 2004.; Des Weiteren dazu Barbara Staudinger, „Gantze Dörffer voll Juden“. Juden in Niederösterreich 1496 - 1670 (= Geschichte der Juden in Niederösterreich von den Anfängen bis 1945, Bd. 2), Wien 2005.

<sup>105</sup> Vgl. Tietze, Juden, S. 68f.; Vgl. Kaufmann, Vertreibung, S. 151-159.; Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 332f.

<sup>106</sup> Siehe dazu ausführlich Kaufmann, Vertreibung, S. 166-228.

Seeligkeitsstörer und Unheilbringer, als die man sie verschwärzte.“<sup>107</sup> Leicht sarkastisch und dem Ton seiner Zeit entsprechend merkt David Kaufmann an, dass die Vertreibung der Juden nicht jenen positiven Effekt nach sich zog, den man sich erwartet hatte. Die von den Wiener Bürgern erhoffte Besserung ihrer finanziellen Lage blieb nach der Ausweisung der Juden aus der Stadt aus, auch auf die kaiserlichen Finanzbehörden wirkte sich die Absenz der Juden negativ aus.

Ein erstes Herantreten an den Kaiser von jüdischer Seite bezüglich einer Wiederaufnahme der Juden gab es bereits im Jahre 1672. Jedoch kam es erst 1675 zu Verhandlungen um die Rückkehr von 250 Familien, allerdings unter der Bedingung einer finanziellen Gegenleistung von 300 000 Gulden.<sup>108</sup> Der Staatshaushalt Österreichs befand sich – im Besonderen nach der Vertreibung der Juden – in sehr schlechtem Zustand. In einem Gutachten aus dem Jahre 1673 stellt die Hofkammer fest: „[...] *Die Bürger, die Hofkammer und der Kaiser leiden also alle durch die Abwesenheit der Juden; daher nicht zu zweifeln sei, daß, wenn der Kaiser diese Information früher erhalten hätte, er in eine solche Generalabschaffung so leicht nicht gewilligt haben würde. Die Juden hätten für ihre Wiederaufnahme in Wien 300.000 fl. angeboten. Man rate dem Kaiser dieses Anerbieten anzunehmen, weil diese Summe besonders zur Bestreitung der Kriegskosten sehr willkommen zu heißen wäre [...]*“.<sup>109</sup>

Trotz dieses Befunds der Hofkammer und der real wahrnehmbaren Verschlechterung kam es zu keiner Aufnahme einer größeren Gruppe von Juden und somit blieb auch eine Neugründung der Gemeinde aus. Privilegierten Einzelpersonen wurde jedoch schon Ende des 17. Jahrhunderts wieder gestattet, sich in Wien niederzulassen. Als Motiv für diese Entscheidung Leopolds I. müssen wohl die immer drückender werdende finanzielle Not und der finanzielle Bedarf gesehen werden.

### **2.3.1 Hofjuden**

Die privilegierten Juden, die ein Niederlassungsrecht in Wien erhielten, waren – wie zu Beginn des 17. Jahrhunderts – Finanziers des Herrschers. Die „frühen Hofjuden“ oder „hofbefreiten Juden“ des 16. und frühen 17. Jahrhunderts (wie in Kapitel 2.1 erwähnt) traten ausschließlich in den Österreichischen Erblanden und Böhmen auf.<sup>110</sup> Im Gegensatz

---

<sup>107</sup> Kaufmann, Vertreibung, S. 159.

<sup>108</sup> Vgl. Tietze, Juden, S. 70-73.; Vgl. Staudinger, Zeit. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 229-337, hier S. 335f.

<sup>109</sup> Gutachten der Hofkammer. Druck bei Gerson Wolf, Die Juden in der Leopoldstadt. Zitiert nach Pribram, Urkunden, S. 257-260, Nr. 118.

<sup>110</sup> Vgl. Staudinger, Gnaden, S. 24f.

dazu stehen nun ab dem Ende des Dreißigjährigen Krieges die Vertreter des – begrifflich von Friedrich Battenberg geprägt – „institutionalisierten“ Hofjudentums.<sup>111</sup>

Die institutionalisierte Form des Hofjudentums ist nach Battenberg „[...] eine typische Einrichtung des deutschen Fürstenstaates [...] des 17. und 18. Jahrhunderts.“<sup>112</sup> Battenberg stellt nicht den Inhalt der Privilegien als Merkmal zur Unterscheidung vom „frühen Hofjudentum“ fest, sondern vielmehr den äußeren institutionellen Rahmen des deutschen Territorialstaates mit dem „[...] immer stärker ins Blickfeld der Landesfürsten geratene[n] merkantilistische[n] Denken [...]“.<sup>113</sup> Friedrich Battenberg nennt einige zentrale Charakteristika hofjüdischer Existenz des 17. und 18. Jahrhunderts: weitgehender Bezug auf die jeweilige fürstliche oder kaiserliche Herrschaft; Absicherung durch herrschaftliche Privilegien und Geleitbriefe; graduell adelsgleiche Existenz in urbanem Rahmen mit repräsentativer – unter Schutz der Obrigkeit stehender – Stadtresidenz.<sup>114</sup> Des Weiteren geht Battenberg von hofjüdischer Existenz in einer labilen Zwischenwelt aus: „Hofjuden samt ihren Haushaltungen wurden als herausragende Einzelpersönlichkeiten der jüdischen Welt wahrgenommen, und nicht als Mitglieder einer größeren Gemeinschaft, wie der Judengemeinde einerseits oder des Fürstenhofs auf der anderen Seite.“<sup>115</sup> Trotzdem bestand der Bedarf nach einer Anbindung an die Gemeinde, nachgewiesen vor allem durch die Wohltätigkeit gegenüber ihren Armen (hebr. *zedaka*);<sup>116</sup> außerdem konnten Hofjuden religiöse oder politische Funktionen (Rabbiner, Vorsteher, Fürsprecher) in der Gemeinde übernehmen.<sup>117</sup>

Sowohl Kriegsführung, Heerhaltung als auch eine barocke, ausufernde Hofhaltung verschlangen enorme Geldsummen und so fungierten die Hofjuden für die jeweiligen Herrscher etwa als Heereslieferanten und Kreditgeber. Die meist weit verzweigten verwandtschaftlichen oder geschäftlichen Beziehungen einzelner Hofjuden gaben die Möglichkeit, rasch Kredite zur Verfügung zu stellen und diverse Waren zu beschaffen.<sup>118</sup>

---

<sup>111</sup> Friedrich Battenberg, Hofjuden in den Residenzstädten der frühen Neuzeit. In: Fritz Mayrhofer/Ferdinand Oppl (Hg.), Juden in der Stadt (=Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas XV), Linz 1999, S. 297-325, hier S. 302.

<sup>112</sup> Battenberg, Hofjuden, S. 297-325, hier S. 302.

<sup>113</sup> Battenberg, Hofjuden, S. 297-325, hier S. 302.; Vgl. Christoph Lind, Juden in den habsburgischen Ländern 1670-1848. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 339-445, hier S. 340.

<sup>114</sup> Battenberg, Hofjuden, S. 297-325, hier S. 300.

<sup>115</sup> Battenberg, Hofjuden, S. 297-325, hier S. 299.

<sup>116</sup> Siehe Glossar.

<sup>117</sup> Battenberg, Hofjuden, S. 297-325, hier S. 299f.; Zu Funktionen der Hofjuden siehe Selma Stern, Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus. Ein Beitrag zur europäischen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert (aus dem Engl. übertr., komm. u. hrsg. von Marina Sassenberg), Tübingen 2000, S. 177f.

<sup>118</sup> Vgl. Lind, Juden. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 339-445, hier S. 340f.

### **3. DER BRIEF – THEORETISCHE BETRACHTUNGEN**

#### **3.1 Das Medium Brief in der Frühen Neuzeit**

Die bürgerlich-wirtschaftliche Expansion, in deren Verlauf es zu einer Ausweitung des Fernhandels, zur Erschließung neuer Märkte und zur Entstehung „international“ agierender Handelsgesellschaften kam, erforderte die Weiterentwicklung des spätmittelalterlichen Kommunikationssystems.

Die briefliche Kommunikation – die Ver- und Austeilung – wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts neu organisiert. Mit der Ernennung Leonhards von Taxis zum Generaloberpostmeister im Deutschen Reich durch Rudolf II. wurde die „Taxis’sche Post“ institutionalisiert. Der Brief wurde vorerst zu einem Steuerungs- und Orientierungsmedium für wirtschaftliche Zwecke, bevor sich seine Funktion wandelte.

Neben dem Brief als Wirtschaftsmedium ist für die Frühe Neuzeit der Humanistenbrief als „gelehrtes“ Medium zu erwähnen. Dazu gehören auch Kanzleibriefe oder briefliche Gutachten von Rechtsgelehrten. Die Themen bildeten philosophische Probleme, moralische Belehrungen und politische Appelle. Der Humanistenbrief war in Latein abgefasst und gilt als „[...] das Schlüsselmedium für den Meinungs- und Erfahrungsaustausch der Renaissance-Gelehrten, die sich ganz auf Bildung und ein kultiviertes Alltagsleben ausrichteten.“<sup>119</sup>

Im 17. Jahrhundert wird der Brief vermehrt zum Medium der politischen und militärischen Vermittlung in ausgedehntem Umfang. Schließlich entwickelt er sich im 18. Jahrhundert hin zu einem allgemein bürgerlichen Kultur- und Kommunikationsmedium.<sup>120</sup>

##### **3.1.1 Der Privatbrief als Zeichen und Ausdruck der Zuneigung**

Eine besondere Stellung innerhalb der Gattung „Brief“ nimmt der Privatbrief ein. Er erlaubt durch den Charakter des Persönlichen mehr stilistische Freiheit und unterliegt nicht den Regeln der gesellschaftlichen Norm.

Bereits im 16. Jahrhundert waren vertrauliche Briefe sowohl in adeligen Kreisen als auch im Mittelstand verbreitet. Für das Spätmittelalter und den Beginn der Frühen Neuzeit gilt, dass sich die Privatbriefe zwar individuell charakterlich und je nach Fähigkeit des Verfassers/der Verfasserin unterscheiden, einander jedoch stilistisch und förmlich ähneln

---

<sup>119</sup> Werner Faulstich, Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400-1700) (= Geschichte der Medien Bd. 3), Göttingen 1998, S. 43.; Ebd. ausführlich zum Humanistenbrief, S. 43-47.

<sup>120</sup> Siehe dazu ausführlich Faulstich, Medien, S. 48-68.; Weiters Georg Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, Erster Teil, Berlin 1891.

oder gleichen.<sup>121</sup> Als ein stilistisches Charakteristikum des Privatbriefes des 16. Jahrhunderts gilt die häufige Verwendung von Formeln, die bis dahin hauptsächlich Geistliche in ihren Mitteilungen verwendeten, nun aber auch Nichtgeistliche gebrauchten.<sup>122</sup> Durch häufig verwendete Redewendungen wie „*wenn Gott will*“ oder „*Gott gebe*“ tritt „[...] der fromme Zug der Zeit [...]“ hervor.<sup>123</sup>

Im privaten Briefverkehr bleiben „öffentliche“ Stilgewohnheiten dieser Zeit bestehen. So schreiben etwa Geistliche oder Gelehrte in deutscher Sprache höchst umständlich, neigen zu äußerst langen Sätzen und verwenden übertriebene Höflichkeitsfloskeln. Räte oder Sekretäre streuen gemäß dem Kanzleistil auch in der privaten Korrespondenz lateinische Floskeln ein. Dieser förmliche Kanzleistil erschien wohl ob dem Prestige, welches ein Gelehrtenstatus mit sich brachte, nachahmenswert und ist somit auch in Familienbriefen zu finden.<sup>124</sup>

### 3.1.1.1 Der Familienbrief

Familienbriefe sind ein Beispiel für Privatbriefe. Selbst erklärend waren dies Briefe, die an Eltern, Geschwister, Großeltern und andere Verwandte, aber auch an Freunde und zwischen Ehepaaren geschrieben wurden. Ab dem Beginn des 16. Jahrhunderts lässt sich ein vermehrter Briefverkehr in den kleinen familiären und freundschaftlichen Kreisen feststellen.

Wesentlich für die Ausbildung eines regen privaten Briefverkehrs waren der Ausbau des Boten- bzw. Postwesens und die Tatsache, dass Schreiben und Lesen nicht mehr ausschließlich Privilegien einzelner Schichten darstellten.<sup>125</sup> Das Bedürfnis nach gegenseitiger Mitteilung scheint gewachsen zu sein: häufig findet man in Briefen die Aufforderung, oft und bald zu schreiben. Häufiger Briefwechsel galt als Zeichen und Ausdruck der Freundschaft und Zuneigung.<sup>126</sup> Da der Inhalt solcher Briefe meist ein persönlicher war, erlauben diese einen Einblick in die Lebenswelt des Ausstellers oder Empfängers, selbstverständlich auch weiblicher. Zwischenmenschliche Beziehungen und die Gefühls- und Gedankenwelt der jeweiligen „Akteure“ und „Akteurinnen“ treten aus solchen Briefen unter Umständen klar hervor.

Inhaltlich standen neben der oftmals simplen Mitteilung über das jeweilige Befinden oder Grußübermittlungen ausführliche persönliche Nachrichten im Mittelpunkt.

---

<sup>121</sup> Steinhausen, Geschichte, S. 153.

<sup>122</sup> Vgl. Steinhausen, Geschichte, S. 138.

<sup>123</sup> Steinhausen, Geschichte, S. 139.

<sup>124</sup> Dazu ausführlich Steinhausen, Geschichte, S. 155-160.

<sup>125</sup> Vgl. Steinhausen, Geschichte, Zweiter Teil, S. 121.

<sup>126</sup> Vgl. Steinhausen, Geschichte, S. 162f.

Die Briefe enthalten Informationen über das tägliche persönliche Leben, berichten aber auch über Vorfälle und Neuigkeiten im engeren Umfeld oder in der Stadt.<sup>127</sup> Gefühle wie Sehnsucht, Freude oder Leid spielen eine große Rolle, ebenso werden Ängste und Nöte, aber auch Motive des Denkens und Handelns näher erläutert. Es sind dies durchwegs Themen, die einen Einblick in den historischen Alltag der jeweiligen Personen gewähren.

Erwähnenswert ist der besonders ausgedehnte Briefverkehr zwischen den jeweiligen Familien und ihren abwesenden Söhnen bzw. Brüdern, die zum Beispiel wegen des Studiums an einem anderen Ort lebten. Die Briefe der Eltern drücken oftmals Besorgnis um das körperliche Wohl und um den positiven Fortgang des Studiums ihrer abwesenden Söhne aus. Des Weiteren kommt durchaus auch die Warnung vor der Gefahr des übermäßigen Essens und Trinkens zum Ausdruck.<sup>128</sup> Georg Steinhausen bemerkt zu den Briefen der Söhne, die inhaltlich vermehrt aus Bitten und Aufträgen, aber auch aus Beschwerden an die Eltern bestehen: „Die Briefe der Herren Söhne sind meist sehr anspruchsvoll, vor allen Dingen in Bezug auf die Kleidung.“<sup>129</sup>

Anlässe zur innerfamiliären oder freundschaftlichen brieflichen Korrespondenz gaben häufig auch Geschenke, die Bitte um Gefälligkeiten oder Einladungen. Für die stilistische und förmliche Abfassung solcher Schreiben waren im 16. Jahrhundert durchaus auch Briefsteller in Verwendung.<sup>130</sup>

Im 17. Jahrhundert kam es nochmals zu einer Steigerung des Privatbrief-Verkehrs. Einen wesentlichen Faktor beschreibt Georg Steinhausen: „Briefe häufig zu wechseln, wird nicht mehr nur als ein Gebot der Freundschaft angesehen: es beginnt vielmehr überhaupt zum guten Ton zu gehören.“<sup>131</sup> Die Steigerung des – im vorigen Jahrhundert bereits rege geführten – verwandtschaftlichen Briefverkehrs geht Hand in Hand mit den vielfältigen Möglichkeiten der Lebensgestaltung und der ansteigenden Mobilität, die das 17. Jahrhundert mit sich bringt. Ein ständiger und ausführlicher Briefverkehr im Familien- und Verwandtschaftskreis kam gleichwohl einer Pflicht nach und wurde sorgsam gepflegt. Die Charakteristika des Familienbriefes bleiben im Großen und Ganzen dieselben.<sup>132</sup>

Als einen Faktor der Steigerung der freundschaftlichen und der freundschaftlich-höflichen Korrespondenz im 17. Jahrhundert nennt Georg Steinhausen die „Sucht nach

---

<sup>127</sup> Vgl. Steinhausen, Geschichte, S. 175f.

<sup>128</sup> Vgl. Steinhausen, Geschichte, S. 169f.

<sup>129</sup> Steinhausen, Geschichte, S. 168.

<sup>130</sup> Ursprünglich war ein „Briefsteller“ eine Person, die für andere Briefe schrieb. Ebenso wurde als „Briefsteller“ ein Buch mit Anweisungen zum Briefeschreiben bezeichnet. Seit dem 18. Jahrhundert traten an die Stelle allgemein gehaltener Briefsteller spezielle z. B. für Berufsstände oder für verschiedene Anlässe und Intentionen eines Briefes. Ausführlich dazu Steinhausen, Geschichte, S. 171-173.

<sup>131</sup> Steinhausen, Geschichte, Zweiter Teil, S. 121.

<sup>132</sup> Vgl. Steinhausen, Geschichte, Zweiter Teil, S. 121ff.

Bekanntheit“.<sup>133</sup> Der Brief wird beispielsweise zum Medium einer Kontaktaufnahme mit einflussreichen Personen, an deren Bekanntheit und Freundschaft man interessiert ist oder von der man sich einen etwaigen Nutzen erhofft. Man könnte dieses Phänomen der freundschaftlich-höflichen Korrespondenz wohl auch mit dem modernen Begriff des „networkings“ vergleichen. Vor allem in Adeligen- oder Gelehrtenkreisen fand eine solche Korrespondenz als Produkt des neuen höflichen Verkehrs statt und wurde eifrig gepflegt.<sup>134</sup>

### 3.1.2 Das 18. Jahrhundert – Die Blütezeit des Briefes

Das 18. Jahrhundert wird vielerorts als die Blütezeit des Briefes bezeichnet und es gilt auch als das Jahrhundert des persönlichen Privatbriefes. Darauf weist auch die große Zahl der in diesem Zeitraum gedruckten Briefsteller hin. Die Bedeutung des Begriffes „Briefsteller“ wandelte sich zu Beginn des Jahrhunderts: hatte man mit diesem Begriff zuvor meist den Verfasser eines Briefes bezeichnet, bedeutete der Briefsteller nun ein Werk der Anleitung zum Briefeschreiben. Ein solches Muster- und Anweisungsbuch sollte die Fähigkeit, Briefe zu schreiben, lehren oder vervollkommen.<sup>135</sup>

Ein prominenter Vertreter der Briefsteller-Literatur war Benjamin Neukirch, der in seinem Werk „Anweisungen zu Teutschen Briefen“ aus dem Jahre 1709 hinsichtlich des Stils für eine familiäre, natürliche und auch vernünftige Art des Schreibens eintrat. Es ging dabei um die Abwendung vom barocken Briefsteller mit seinem phrasenhaft-formelhaften Briefstil. Weiterhin wurden aber, etwa zu bestimmten Anlässen – Geburt, Brautwerbung, Hochzeit, Tod – oder für bestimmte Intentionen – Verehrung höhergestellter Personen, Freundschaftsbekundung, Danksagung – feststehende Formeln und Muster vorgeschrieben.<sup>136</sup>

Christian Fürchtegott Gellert griff die Ansätze Benjamin Neukirchs auf und entwickelte diese weiter. Der Brief sollte von Natürlichkeit durchtränkt sein, der Ausdruck und der Schreibstil sollten deutlich, kurz, lebendig, herzlich und individuell sein. Der Brief sollte zu einer „Nachahmung des Gesprächs“ werden, das keinen festen Formeln, sondern der

---

<sup>133</sup> Steinhausen, Geschichte, Zweiter Teil, S. 123.

<sup>134</sup> Vgl. Steinhausen, Geschichte, Zweiter Teil, S. 123ff.

<sup>135</sup> Siehe dazu ausführlich Inga K. Kording, „Wovon wir reden können, davon können wir auch schreiben“. Briefsteller und Briefknigge. In: Klaus Beyrer/Hans Christian Täubrich (Hg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Frankfurt am Main 1996, S. 27-33.; Weiters dazu Reinhard M. G. Nickisch, Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre (1400-1800) (= Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen und englischen Philologie und Literaturgeschichte, Bd. 254), Göttingen 1969.

<sup>136</sup> Vgl. Werner Faulstich, Die bürgerliche Mediengesellschaft (1700-1830) (= Die Geschichte der Medien, Bd. 4), Göttingen 2002, S. 86f.; Vgl. Hannelore Schlaffer, Glück und Ende des privaten Briefes. In: Klaus Beyrer/Hans Christian Täubrich (Hg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Frankfurt am Main 1996, S. 34-45, hier S. 34f.

Zufälligkeit der Rede unterliegt.<sup>137</sup> Die Schwierigkeit, spontan sein zu müssen, ohne dabei hohl und formlos zu werden, machte das Briefeschreiben zur Kunst. Natürlichkeit und Spontaneität des mündlichen Gesprächs als stilistisches Mittel machten den Brief in gewisser Weise zu einer literarischen Gattung.<sup>138</sup>

Aus den Gellertschen wie auch aus anderen Briefstellern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geht hervor, was auch den Privatbrief dieses Zeitraumes kennzeichnet – seine „Zwitterform“, wie Werner Faulstich es bezeichnet.<sup>139</sup> Der Privatbrief als ein Medium der emotionalen Kommunikation mit anderen vereinte in sich stilistisch und förmlich Alltagskommunikation und literarischen Anspruch.<sup>140</sup>

---

<sup>137</sup> Vgl. Faulstich, Mediengesellschaft, S. 86.; Vgl. Schlaffer, Glück, S. 36.

<sup>138</sup> Schlaffer, Glück. In: Beyrer/Täubrich, Brief, S. 34-45, hier S. 36.

<sup>139</sup> Faulstich, Mediengesellschaft, S. 86.

<sup>140</sup> Vgl. Faulstich, Mediengesellschaft, S. 86. Siehe dazu Alexandru Dutu/Edgar Hösch/Norbert Oellers (Hg.) Brief und Briefwechsel in Mittel- und Osteuropa im 18. und 19. Jahrhundert (= Brief und Briefwechsel im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforchung, Bd. 1), Essen 1989.

#### 4. DIE QUELLEN – JÜDISCHE PRIVATBRIEFE AUS DEM JAHR 1619

Bei den in dieser Arbeit bisher noch nicht näher beschriebenen Privatbriefen handelt es sich um 54 Briefe, die im Jahr 1619 von Prager Juden und Jüdinnen verfasst wurden und an Wiener Juden und Jüdinnen adressiert waren. Fast alle Briefe wurden am selben Tag, einem Freitag, dem 22. November 1619 (15. Kislew 5380) geschrieben, einige wenige Tage vorher. Viele der Briefe enthalten abschließend eine Bemerkung zum Zeitpunkt, etwa

„[...] is *Vorabend des Sabbat*.“<sup>141</sup>

Einige Formulierungen weisen auf den Zeitdruck hin, unter welchem diejenigen Briefe wohl geschrieben worden waren:

„*Geschrieben am Freitag in grosser Eile, nahe am Sabbat [...]*“<sup>142</sup> oder  
„*Mein herze liber man, ich welt dir geren vil schreiben, is Vorabend des Sabbats un´ der Bote will ach nit warten.*“<sup>143</sup>

Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die Briefe mehr oder weniger unbeachtet im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien verwahrt. Wann und auf welchem Wege sie dorthin gelangten, lässt sich nicht nachvollziehen. Sicher ist, dass die Briefe nie in die Hände jener Personen gelangten, an die sie gerichtet waren. Wahrscheinlich wurden sie in den Kriegswirren dem Boten auf seiner Reise nach Wien abgenommen und kamen auf bislang ungeklärte Weise in das Archiv.<sup>144</sup>

Für die vorliegende Arbeit habe ich die Briefe in edierter Form verwendet. Alfred Landau und Bernhard Wachstein unternahmen zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Bearbeitung und Herausgabe der Schriftstücke. Im Jahr 1911 erschien unter dem Titel „Jüdische Privatbriefe aus dem Jahre 1619“ der Band III der Reihe „Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich“.

Wie bereits in Kapitel 3.1.1 dargelegt, bemerken auch Alfred Landau und Bernhard Wachstein in ihren einleitenden Ausführungen, dass Privatbriefe als Quellen einen besonderen Einblick in die jeweiligen Zeitverhältnisse zulassen. Die Besonderheit der

---

<sup>141</sup> Bezalel, Sohn des Benjamin, an seine Mutter Bela. In: Alfred Landau/ Bernhard Wachstein (Hg.), Jüdische Privatbriefe aus dem Jahre 1619 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich 3), Wien/Leipzig 1911, Nr. 38, S. 78.

<sup>142</sup> Derselbe an seinen Oheim Abraham Cohen-Rapa. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 29, S. 64.

<sup>143</sup> Reizel Pribram an denselben. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 24 B, S. 58.

<sup>144</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. V.

Quelle besteht darin, dass eine einzelne Person unter anderem auch auf emotionaler Ebene fassbar wird – Gefühle und Empfindungen eines Menschen aus einer vergangenen Zeit treten unter Umständen sehr deutlich und unmittelbar hervor.<sup>145</sup>

Eine weitere spezifische Besonderheit der vorliegenden Privatbriefe bildet die Tatsache, dass der Großteil dieser persönlichen Schriftstücke an einem Tag verfasst wurde: „Wie in einer photographischen Momentaufnahme sehen wir hier das Bild eines Augenblickes mit grellem Blitzlicht erhellt [...]“.<sup>146</sup> Diese Besonderheit charakterisiert die Briefsammlung im Gegensatz zu privaten Korrespondenzen, die sich etwa über längere Zeiträume hinweg erstreckten.

Bezüglich meiner alltagsgeschichtlichen Fragestellungen treten aus der Summe der Briefe wertvolle Informationen zu jüdischem Leben in der Frühen Neuzeit hervor. Man kann allgemein davon ausgehen, dass die Verfasser/innen in Prag sowie die Adressaten und Adressatinnen in Wien tendenziell der Oberschicht angehörten. Somit zeichnen die Briefe ein Bild sowohl der inneren als auch der äußeren Lebensumstände einzelner Prager Juden und Jüdinnen und lassen Einblicke und Schlüsse auf das Leben einzelner Wiener Juden und Jüdinnen zu, welche einen Teil der sozialen Oberschicht bildeten. Verschiedenste Aspekte und Bereiche des frühneuzeitlichen jüdischen Lebens, der Lebenswelt, des Privatlebens, des Alltags werden in den Briefen thematisiert: Die Dynamik innerhalb der Familie, verwandtschaftliche Beziehungen und Geschlechterbeziehungen treten aus vielen Briefen teils sehr deutlich hervor. Ebenso werden politische Ereignisse, die wirtschaftliche und jeweilige finanzielle Situation, die Berufstätigkeit und das Erwerbsleben erwähnt. Das religiöse Leben und die damit verbundene und für die damalige Zeit besonders erstrebenswerte Gelehrsamkeit bilden auch inhaltlich einen elementaren Bestandteil.

Deutlich treten aus den Briefen persönliche, seelische Empfindungen und Gefühle wie Freude, Angst, Sorge, Zuneigung und Kummer hervor. Des Weiteren wird über Körperliches geschrieben, wie etwa Geburten und Krankheiten, auch der Tod und Todesfälle kommen in einigen Schreiben zur Sprache. Für meine alltagsgeschichtlichen Untersuchungen ebenfalls interessant sind die vereinzelt Erwähnungen von Gegenständen und Kleidung.

Im Folgenden werden also Aspekte jüdischen Lebens in der Frühen Neuzeit ausgeleuchtet und anhand des Briefinhalts exemplarisch dargestellt. In diese Richtung gehende Ansätze zeigen sich auch in den vereinzelt Erwähnungen der Briefe in der

---

<sup>145</sup> Vgl. Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XVf.

<sup>146</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XVI.

Literatur, so etwa bei Franz Kobler, der vier Briefe aus der Briefsammlung beispielhaft etwa zur Bedeutung der Gelehrsamkeit in jener Epoche ausgewählt hat.<sup>147</sup> Erika Timm erwähnte die Briefe in ihrem Beitrag zu jiddischen Briefen aus dem Jahre 1602 und zog diese als Vergleichsmaterial heran.<sup>148</sup> Sabine Hödl untersuchte die Briefe auf ihre Aussagen hinsichtlich des familiengeschichtlichen Aspekts.<sup>149</sup>

Wie einleitend erwähnt, dient die folgende Untersuchung der Briefe im Zuge einer wissenschaftlichen Studien-Abschlussarbeit eher einem Abtasten der Materie für eine spätere, wünschenswerte und vor allem umfassende Analyse der Briefinhalte.

## 4.1 Form

Eine umfassende Form-Analyse der einzelnen Briefe ist nicht Ziel dieses Kapitels,<sup>150</sup> jedoch seien hier einige augenscheinliche formale Charakteristika der Schriftstücke angemerkt.

### 4.1.1 Sprache und Schrift

Die Briefe wurden durchwegs in hebräischer Kursivschrift abgefasst, einzelne Briefe auch ausschließlich in hebräischer Sprache. Der Großteil der Briefe wurde jedoch in deutscher Sprache verfasst, mit dem hebräischen Alphabet geschrieben und enthält hebräische Elemente. Von den Herausgebern wurde dieser Briefbestand entsprechend dem Sprachgebrauch ihrer Zeit als „jüdisch-deutsch“ bezeichnet.

Der Terminus „jüdisch-deutsch“ war für die Sprache der westaschkenasischen Juden vom 16. bis ins 20. Jahrhundert gebräuchlich und bezeichnete die „[...] judenspezifischen Besonderheiten, die dem Deutsch der nichtjüdischen Umwelt nicht eigen waren; [...]“.<sup>151</sup> Im alltäglichen Sprachgebrauch bedeutete „jüdisch-deutsch“ oft auch nur das Schreiben der deutschen Sprache mit hebräischen Buchstaben.<sup>152</sup>

---

<sup>147</sup> Franz Kobler (Hg.), *Juden und Judentum in deutschen Briefen aus drei Jahrhunderten*, Wien 1935, S. 19-25.

<sup>148</sup> Erika Timm, Zwei neu aufgefundene jiddische Briefe von 1602 und ihre Bedeutung für die Sozial- und Sprachgeschichte. In: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 4/2 (1994), Wien/Köln/Weimar 1994, S. 449-468.

<sup>149</sup> Sabine Hödl, Die Briefe von Prager an Wiener Juden (1619) als familienhistorische Quelle. In: Sabine Hödl/Martha Keil (Hg.), *Die jüdische Familie in Geschichte und Gegenwart*, Berlin/Bodenheim bei Mainz 1999, S. 51-77.

<sup>150</sup> Ausführliche Form-Analyse bei Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, S. XX-XLIX.

<sup>151</sup> Bettina Simon, Judendeutsch und Jiddisch. In: Alfred Ebenbauer/Klaus Zatloukal (Hg.), *Die Juden in ihrer mittelalterlichen Umgebung*, Wien u.a. 1991, S. 251-260, hier S. 252.; Siehe auch Werner Weinberg, Die Bezeichnung Jüdischdeutsch. Eine Neubewertung. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 100 (1981), S. 253-290.

<sup>152</sup> Weinberg, Bezeichnung. In: *Zeitschrift*, S. 253-290, hier S. 255.

Die Sprachentwicklung der mittel- bzw. osteuropäischen Juden war von der Wanderbewegung des 14. Jahrhunderts bestimmt. Viele deutsche Juden zogen Richtung Osten und hielten an ihrer mitgebrachten Muttersprache – Mittelhochdeutsch im Übergang zum Frühneuhochdeutschen – fest. Sie gingen dazu über, ihre Sprache als „jidisch“ – also als jüdische Sprache zu bezeichnen, während die Juden in deutschsprachigen Gebieten ihre Sprache so wie ihre christlichen Landsleute als „teutsch“ bezeichneten. Die Sprachentwicklungen der Juden in deutschen und osteuropäischen Ländern verliefen demnach divergent.<sup>153</sup>

In der Fachliteratur wird heute der Oberbegriff „Jiddisch“ verwendet und zwischen West- und Ostjiddisch unterschieden, wobei in der Sprachwissenschaft terminologische Uneinigkeiten bestehen und die Bezeichnung „Jüdisch-Deutsch“ weiterhin auch als nützlicher und teils treffenderer Terminus angesehen wird.<sup>154</sup> Werner Weinberg vertritt beispielsweise die Meinung, dass „für gewisse Situationen, die analysiert werden, [...] *Jüdischdeutsch* die bessere Bezeichnung“ bleibt.<sup>155</sup> Für Arbeiten wie etwa Transkriptionen und Kommentare von Texten früherer Epochen zieht er die Bezeichnung „Jüdischdeutsch“ gegenüber dem Terminus „Westjiddisch“ vor.<sup>156</sup> Im Folgenden werde ich den Ausdruck „jüdisch-deutsch“ beibehalten, da er mir zur Beschreibung der Charakteristik jener Briefe äußerst treffend erscheint.

Die vorliegende Edition der Privatbriefe enthält sowohl die im Original mit hebräischen Buchstaben verfassten Texte als auch die transkribierte und bearbeitete Form mit lateinischen Lettern. Die hebräischen Ausdrücke und die rein hebräischen Briefe wurden von den Herausgebern und Bearbeitern in eine sprachlich modernisierte Form des Deutschen übersetzt. Daneben gibt es die „jüdisch-deutschen“ Schriftstücke, in denen – wie bereits erwähnt – die deutsche Sprache mittels des hebräischen Alphabets wiedergegeben wurde. Diese wurden von den Herausgebern und Bearbeitern in ihrem Wortlaut und den verschiedensten Schreibweisen nicht verändert. Hier offenbart sich einerseits das Problem der „[...] deutschen Orthographie, die damals den Höhepunkt der Verwilderung erreicht hatte.“<sup>157</sup> Andererseits zeigt sich deutlich die Schwierigkeit, die sich beim Schreiben der deutschen Sprache mittels des hebräischen Alphabets unweigerlich ergibt.<sup>158</sup> Auch die Transkription jüdisch-deutscher Texte ist ein nicht zu unterschätzendes Unterfangen und kann, wie Alfred Landau und Bernhard Wachstein bemerken „[...] nicht

---

<sup>153</sup> Simon, Judendeutsch. In: Ebenbauer/Zatloukal (Hg.), Juden, S. 251-260, hier S. 251f.

<sup>154</sup> Siehe dazu Weinberg, Bezeichnung. In: Zeitschrift, S. 253-290, hier S. 254.

<sup>155</sup> Weinberg, Bezeichnung. In: Zeitschrift, S. 253-290, hier S. 253.

<sup>156</sup> Weinberg, Bezeichnung. In: Zeitschrift, S. 253-290, hier S. 277.

<sup>157</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XXXVI.

<sup>158</sup> Dazu ausführlich Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XXXV-XLI.

darauf Anspruch erheben [kann], in jedem Falle die Laute des Originals mit unbedingter Sicherheit wiederzugeben.“<sup>159</sup>

Hebräische Ausdrücke, die je nach Verfasser/in vermehrt oder vereinzelt in den jeweiligen Briefen verwendet wurden, sind in der Edition *kursiv* gedruckt. Diese Kennzeichnung hebräischer Worte und Texte übernehme ich für die Zitate aus den Briefen. Sechs der 54 Briefe sind ausschließlich in hebräischer Sprache,<sup>160</sup> die restlichen in deutscher Sprache abgefasst.

#### 4.1.2 Ausdruck und Stil

Selbsterklärend variieren auch die Ausdrucksweisen in den jeweiligen Briefen je nach deren Verfasser/innen. Frauenbriefe, die zum Teil von diesen selbst eigenhändig geschrieben wurden, unterscheiden sich hinsichtlich des Ausdrucks und des Stils von jenen des Schülers, die Schreibweise und der Ausdruck des Gelehrten sind anders als die des Geschäftsmannes.<sup>161</sup>

Wie in Kapitel 3.1.1 erwähnt, ist die häufige Verwendung von Formeln in Privatbriefen ein bedeutendes Charakteristikum des Briefstils jener Zeit. Dies gilt auch für die vorliegende Briefsammlung – Alfred Landau und Bernhard Wachstein schreiben von einem „[...] Überwuchern der formelhaften Elemente [...]“.<sup>162</sup> Die Formeln bilden hier den traditionellen Rahmen, in den der informative, ungezwungen wirkende Hauptteil eingebettet wird.<sup>163</sup> Diese formelhaften Elemente lassen sich sowohl in den hebräischen Texten – diese sind in der vorliegenden Briefsammlung durchwegs Briefe von Gelehrten – als auch in den jüdisch-deutschen Texten finden. Es scheint, dass die Verwendung dieser Formeln beim Verfassen eines Briefes einen automatisierten Vorgang bildete: wahrscheinlich wurden diese stilistischen Elemente den Kindern schon beim Schreibunterricht eingeprägt.<sup>164</sup>

Die formelhafte Einleitung in den ausschließlich hebräischen Briefen ist mitunter sehr ausschweifend und mit Zitaten aus dem Tanach<sup>165</sup> – der hebräischen Bibel – und der

---

<sup>159</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XXXVIII.

<sup>160</sup> Dabei handelt es sich um Brief Nr. 16 (S. 39-41), Brief Nr. 17 (S. 41-44), Brief Nr. 22 (S. 55-57), Brief Nr. 24 A (S. 57-58), Brief Nr. 44 (S. 87-89) und Brief Nr. 45 B (S. 93). Der Verfasser von Brief Nr. 17 schreibt die Zeilen an seine Mutter in Jüdisch-Deutsch, ansonsten ausschließlich Hebräisch.

<sup>161</sup> Vgl. Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XX.

<sup>162</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XXI.

<sup>163</sup> Timm, Briefe. In: Aschkenas, S. 449-468, hier S. 450.

<sup>164</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XXI. Als Beispiel dafür nennen Alfred Landau und Bernhard Wachstein den Knabenbrief Nr. 4 (S. 15), dessen Verfasser bereits Kenntnis von den stilistischen Formeln und der äußeren Form eines Briefes hat und so ein Gerüst ohne Inhalt zusammenfügt.

<sup>165</sup> Siehe Glossar.

Mischna<sup>166</sup> – einer Sammlung von Lehrsätzen (mündl. Tradition) – ausgeschmückt. Ein anschauliches Beispiel hierfür bietet der Brief von Chanoch ben Isak an seinen zukünftigen Schwiegervater, dessen Einleitung lautet:

*„Und Jakob war ein rechtschaffener Mann, wohnend in Zelten. Friede sei in deinen Mauern und Ruhe in deinen Palästen, Sicherheit in deinen Wohnungen, Gott möge deine Risse verzäunen. An meinen innigst Geliebten, der an den Wanderungen meines Herzens haftet, meinen zukünftigen Schwiegervater, Sinai und Bergezertrümmerer, gewichtig im Sprechen treffender Worte, gelehrt und ausgezeichnet, vor dem das Lob verstummt, Kmhr<sup>167</sup> Jakob b. F.<sup>168</sup> und an seine Frau, die würdige und liebliche ohne Fehl, Frau Blimel s. l.<sup>169</sup>, und an mein Täubchen, meine Unschuld, die mir zufiel in Süsse, wertvoller als Perlen, die Jungfrau Bela s.l.<sup>170</sup> und an die übrigen theuren Kinder, es beschütze sie der Bildner der Berge.“<sup>171</sup>*

Alfred Landau und Bernhard Wachstein haben die biblischen Zitate bzw. die – gewissen Bibelstellen – ähnlichen Formulierungen herausgearbeitet:<sup>172</sup>

„Gott möge deine Risse verzäunen“ ist eine Anspielung auf das Prophetenbuch Amos 9,11: „An jenem Tag richte ich die zerfallene Hütte Davids wieder auf und bessere ihre Risse aus, [...]“.<sup>173</sup> Die Formulierung „Sinai und Bergezertrümmerer“ stammt aus dem Mischna-Traktat Horajot 14<sup>a</sup>. In dem Wortlaut „vor dem das Lob verstummt“ sahen Landau und Wachstein eine Ähnlichkeit zu Psalm 65,2: „Dir gebührt Lobgesang, Gott, auf dem Zion, dir erfüllt man Gelübde.“<sup>174</sup> Der Ausdruck „mein Täubchen, meine Unschuld“ ist eine Entlehnung aus dem Hohelied 5,2: „Ich schlief, doch mein Herz war wach. Horch, mein Geliebter klopft: Mach auf, meine Schwester und Freundin, meine Taube, du Makellose!“<sup>175</sup> Die Formulierung „die mir zufiel in Süsse“ ähnelt Psalm 16,6: „Auf schönem Lande fiel mir mein Anteil zu. [...]“.<sup>176</sup> Der Wortlaut „der Bildner der Berge“

---

<sup>166</sup> Siehe Glossar.

<sup>167</sup> Abkürzung für „kebhod morenu harabh rabbi“: „die Würde unseres Lehrers des Herrn Rabbi“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>168</sup> Ebd.; Abkürzung für „es behüte ihn sein Fels“.

<sup>169</sup> Ebd.; Abkürzung für „soll leben“.

<sup>170</sup> Wie Anm. 169.

<sup>171</sup> Chanoch ben Isak an seinen zukünftigen Schwiegervater Jakob Teitsch in Nikolsburg. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 16, S. 39-41, hier S. 39.

<sup>172</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. 39, Anm. 2-7.

<sup>173</sup> Die Bibel. Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung.

<sup>174</sup> Die Bibel. Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung.

<sup>175</sup> Die Bibel. Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung.

<sup>176</sup> Die Bibel. Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung.

erinnert an eine Stelle aus dem Prophetenbuch Amos 4, 13: „Denn siehe, er formt die Berge, [...]“.<sup>177</sup>

Ein weiteres Beispiel für eine hebräische Einleitungsformel mit explizitem Ausdruck der Gelehrsamkeit des Empfängers stammt aus dem Brief Salomos an seinen Vater Abraham Chajim (aus Opatow), der bis zu seinem Tod 1623 als Oberrabbiner der Wiener Gemeinde fungierte:<sup>178</sup>

*„Wegen dunkler Nacht kürze ich die Rede. Nur Freude und Frohsinn meinem geliebten Vater, Lehrer und Meister, der Krone meines Hauptes, dem hochgeehrten und gerühmten Manne, kundig der Sprache der Weisen, des Deutens dunkler Worte, Meister der Gelehrsamkeit Mhrr<sup>179</sup> Chajim b. F. E.<sup>180</sup> im friedlichen Verein mit seiner Gattin, meiner Mutter, der züchtigen und holdseligen Frau ohne Schuld und Fehl, der Rabbinerin Malka s. l.<sup>181</sup> und euren Kindern, gesegnet seien sie von Gott dem Herrn, Amen!“<sup>182</sup>*

Auch hier deutet die Formulierung „Krone meines Hauptes“ eine Entlehnung aus dem Buch Hiob (19,9) an: „Meiner Ehre hat er mich entkleidet, die Krone mir vom Haupt genommen.“<sup>183</sup> Die geheimnisvolle Andeutung „kundig der Sprache der Weisen, des Deutens dunkler Worte, Meister der Gelehrsamkeit“ lässt auf einen Kenner der Kabbala<sup>184</sup> – der jüdischen Mystik und Geheimlehre – schließen. Die Erwähnung der „Rabbanit“ – der Frau des Rabbiners – spielt eventuell auf eine ebenfalls gelehrte Frau an.

Die Eingangsformeln in den jüdisch-deutschen Briefen unterscheiden sich von jenen der hebräischen Briefe merklich und werden fast ausschließlich von Frauen verwendet. Wie Alfred Landau und Bernhard Wachstein bemerken, ähneln diese den vor allem im 16. Jahrhundert in deutschen Briefen üblichen Formeln.<sup>185</sup> Eine gewisse Reizel beginnt den Brief an ihren Mann mit den Worten:

---

<sup>177</sup> Die Bibel. Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung.

<sup>178</sup> Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. 41, Anm. 1; Vgl. Tietze, Juden, S. 49.

<sup>179</sup> Abkürzung für „morenu harabh rabbi“: „unser Lehrer der Herr Rabbi“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>180</sup> Ebd.; Abkürzung für „es behüte ihn sein Fels und Erlöser“.

<sup>181</sup> Siehe Anm. 183.

<sup>182</sup> Salomo an seinen Vater Chajim und seine Mutter Malka. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 17, S. 41-44, hier S. 41.

<sup>183</sup> Die Bibel. Altes und Neues Testament, Einheitsübersetzung.

<sup>184</sup> Siehe Glossar.

<sup>185</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XXI-XXII.

„Vil freid un´ nümer mer kein leid zu dir mein herzen liben man [...]“.<sup>186</sup>

In unterschiedlichen Schreibweisen findet sich diese Formel auch in einigen anderen Schriftstücken.

Weitere solche Formulierungen sind:

„Gar vil guter seliger jar, die solen dir weren war.“;<sup>187</sup>

„Vil *Frieden* un´ gesund: zu aller zeit un´ stund:“;<sup>188</sup>

„Tausend gebenschte [gesegnete] selige freidige jar, die solen dir weren war.“<sup>189</sup>

Männer bedienten sich ebensolcher Eingangsformeln nur, wenn die Briefe an Frauen adressiert waren, ansonsten lässt sich feststellen, dass die meisten Briefe mit „*Friede* [...]“<sup>190</sup> begonnen werden.

Beschlossen werden die Briefe ebenso formelhaft, etwa mit Gesundheitswünschen ähnlich den Eingangsformeln wie

„[...] da mit vil *Frieden* un´ gesunte jar [...]“<sup>191</sup> oder

„[...] got g. s. e.<sup>192</sup> sol dich lasen frisch un´ gesunt bleiben [...]“.<sup>193</sup>

Eine gewisse Henele, Tochter eines Rabbiners, den sie ihren Lehrer nennt, gestaltet ihre Schlussformel als Reim. Diese stilistische Ausgestaltung ist ein Zeugnis dafür, dass sie mit der Sprache gut umgehen konnte:

„[...] da mit behit enk got fri un´ spod vor aller nod, das bit un´ begert, die enk hot lib un´ wert, enker Schwester Henele, *Tochter meines Vaters und Lehrers Kmhr*<sup>194</sup> Abraham Levi Heler s. A. i. k. W.<sup>195</sup> [...]“.<sup>196</sup>

---

<sup>186</sup> Reizel, Tochter des Rafael ha-Levi, an ihren Mann Mordechai Pribram. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 23, S. 57.

<sup>187</sup> Resel, Tochter des Chanoch Hamerschlag, an die Vorigen. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 5, S. 16f, hier S. 16.

<sup>188</sup> Henele, Tochter des Abraham ha-Levi Heler, an ihre Schwester Bona und deren Mann Simon Wolf Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 6 A, S. 18-21, hier S. 18.

<sup>189</sup> Kele, Tochter des Auberl Auerbach, an ihren Oheim Israel Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 7 A, S. 24f, hier S. 24.

<sup>190</sup> So etwa exemplarisch in Brief Nr. 2 (S. 4-7), Brief Nr. 3 A (S. 7-14), Brief Nr. 8 B (S. 27f), Brief Nr. 11 (S. 30-32), Brief Nr. 13 (S. 33-35), Brief Nr. 18 B (S. 45-47).

<sup>191</sup> Seine Frau Rechel, Tochter des Moses Ahron, an dieselbe. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 20 B, S. 50.

<sup>192</sup> Abkürzung für „gelobt sei er“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>193</sup> Resel, Tochter des Chanoch Hamerschlag, an die Vorigen. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 5, S. 16-17, hier S. 17.

<sup>194</sup> Abkürzung für „kebhod morenu harabh rabbi“ – „die Würde unseres Lehrers des Herrn Rabbi“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>195</sup> Abkürzung für „seligen Andenkens in der künftigen Welt“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

## 4.2 Inhalt

### 4.2.1 LEBENSSITUATION: Äußere Umstände

#### 4.2.1.1 Kriegszeiten

Wie bereits in den einleitenden Ausführungen zur Alltagsgeschichte erwähnt, bilden die äußeren Umstände und die das Individuum umgebende Realität die Lebenswelt, in der sich der Alltag vollzieht. Alltägliche Tätigkeiten und Handlungsstrategien richten sich nach den äußeren Gegebenheiten. Die äußeren Umstände waren und sind es auch, die Gefühle erzeug(t)en, welche mitunter zu einer „Alltäglichkeit“ werden.

Einen vorherrschenden Aspekt der Lebenswelt der Verfasser/innen und Empfänger/innen der Briefe bildete die Anfangszeit des Dreißigjährigen Krieges. Auf gefährliche äußere Umstände und eine allgemeine Unsicherheit weisen viele Schriftstücke hin. Besonders auffällig ist, dass sich die Verfasser/innen in ihren Mitteilungen offenbar zurückhielten, weil sie befürchteten, dass die Briefe unterwegs in die falschen Hände geraten könnten und deren Inhalt überprüft werden könnte. Ausgedrückt wird dies in vielen Briefen, so wie etwa in dem einer gewissen Frumet an ihren Sohn:

„[...] sunst sol ich dir vil *Neuigkeiten* schreiben, tag [taugt] nit iber feld [in die Ferne] zu schreiben. [...]“.<sup>197</sup>

Auch Henele nimmt auf die Unsicherheit im Briefverkehr Bezug und schreibt:

„[...] wil nit *weitschweifig* sein: einer was nit, wem die *Briefe* in henden kumen. [...]“.<sup>198</sup>

Die Geschichte der Briefsammlung zeigt, dass die Befürchtungen der Absender/innen Wirklichkeit wurden und somit durchaus berechtigt waren. Die vermehrte Kontrolle jüdischer Briefe hatte wohl auch mit der stereotypen Anschuldigung zu tun, Juden kollaborierten mit dem Feind. Dieses Misstrauen gegenüber Juden war im Zuge der militärischen Auseinandersetzungen zwischen dem Osmanischen und dem Habsburgischen Reich während des 16. Jahrhunderts stark angewachsen. Man hielt sie „[...] für Verräter,

---

<sup>196</sup> Henele, Tochter des Abraham ha-Levi Heler, an ihre Schwester Bona und deren Mann Simon Wolf Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 6 A, S. 18-21, hier S. 21.

<sup>197</sup> Frumet, Tochter des Asriel, an ihren Sohn Hirschel. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 40, S. 80-81, hier S. 80.

<sup>198</sup> Henele, Tochter des Abraham ha-Levi Heler, an ihre Schwester Bona und deren Mann Simon Wolf Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 6A, S. 18-21, hier S. 20.

die stets bereit waren, mit dem Feind jenseits der Grenze gemeinsame Sache zu machen und Geheimnisse aus den eigenen Reihen an die Gegenseite zu verraten.“<sup>199</sup>

Die Zustellung von Briefen verzögerte sich oft oder blieb gar aus, wofür die vorliegenden 54 Briefe, die ihren Bestimmungsort nie erreichten, ebenfalls einen anschaulichen Beweis liefern. Dass die Briefe unter Umständen nicht zugestellt wurden, war durchaus üblich und den Verfasser/innen auch bewusst:

„[...] *In Kürze* sol ich vil *mich* auslassen, kann nit wissen, ob der *Brief* an kumt. [...] *Wie vielmal* das ich geschriben hab, sein enk gewiz nit an kumen. [...]“<sup>200</sup>

Zu Ausbleiben oder Verzögerung der Briefzustellung berichtet eine gewisse Gitel ihrer Nichte von einem Boten, dem unterwegs alles abgenommen wurde und der

„[...] is an her weg *gefangen* gesesen zehn tag. [...]“<sup>201</sup>

Die von Gitel geschilderte Begebenheit ist ein klarer Hinweis auf Kontroll- und Zensurmaßnahmen, welche vor allem der Bote am eigenen Leib zu spüren bekam. Der Typus des Boten spielte im Nachrichtentransfer naturgemäß immer eine prägende Rolle. Dazu bemerkt Klaus Beyrer: „Wer ihn ins Vertrauen zieht, hat sich seiner Integrität, wer ihn uneingeweiht losschickt, der unterwegs drohenden Gefahren versichert.“<sup>202</sup> Der Bericht Gitels zeigt, dass ein Bote, der die Nachricht selbst überbringt, jedem Angriff auf das Geheimnis, das sie birgt (oder das in ihr vermutet wird) persönlich ausgesetzt war.<sup>203</sup>

Klaus Beyrer erwähnt, dass Postdienste bis in die Neuzeit dem Diktat absoluter Kontrolle ausnahmslos unterworfen waren. Mit der flächendeckenden Organisation der Post veränderte sich auch die Kontrolle: die Institutionalisierung der Briefbeförderung bedeutete zugleich eine Institutionalisierung der Briefkontrolle.<sup>204</sup>

Vor allem in Kriegszeiten mangelte es der Obrigkeit oft an ausreichenden Kontrollmöglichkeiten und sie brachte ihren Untertanen und bestimmten Medien in

---

<sup>199</sup> Reinhard Buchberger, Zwischen Kreuz und Halbmond. Jüdische Spione im Zeitalter der Türkenkriege. In: Sabine Hödl (Red.), Nicht in einem Bett – Juden und Christen im Mittelalter und Frühneuzeit (= Juden in Mitteleuropa), St. Pölten 2005, S. 66-71, hier S. 66.

<sup>200</sup> Salomon Auerbach an seinen Sohn Pinchas und dessen Frau Gutrud, Tochter des Seinwel Linz. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 11, S. 30-32, hier S. 30.

<sup>201</sup> Gitel, Tochter des Abraham CZ Fanto, an ihre Nichte Resel, Frau des Chajim Gerschuni. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 30, S. 65-66, hier S. 66.

<sup>202</sup> Klaus Beyrer, Die Schwarzen Kabinette der Post. Zu einigen Beispielen der organisierten Briefüberwachung. In: Wilhelm Haefs (Hg.), Zensur im Jahrhundert der Aufklärung . Geschichte, Theorie, Praxis, Göttingen 2007, S. 45-59, hier S. 47.

<sup>203</sup> Ebd.

<sup>204</sup> Beyrer, Kabinette. In: Haefs (Hg.), Zensur, S. 45-59, hier S. 48.

besonderem Maße Misstrauen entgegen.<sup>205</sup> Neben bestimmten Druckwerken und Flugblättern wurden auch Briefe als eine spezielle Gefahrenquelle angesehen, besonders wenn der Inhalt nicht sofort erschlossen werden konnte, da – wie im Falle der Briefsammlung – nicht mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Abermals begegnen uns hier die stereotypen Vorstellungen der Zeit, Juden würden sich als Spione im Dienste des Feindes betätigen.<sup>206</sup>

Die Not der Lage machte offensichtlich erfinderisch – ein gewisser Secharja erwähnt in dem Schreiben an seine Schwester die Existenz einer Geheimschrift:

„[...] sonst, liebe Schwester, wis, das ich hab *die [Geheim-]sprache* verloren, was ich mit dir mit anander hab, drum tu nit anders un´ schik mir es mit imanten [jemandem] gewis wider her *die [Geheim-]sprache*, den man kann nit aso ales teisch [Deutsch] iber feld schreiben, *besonders in der Lage* as izund [jetzt] die *Länder* sten ganz *Israel zum Guten* [wohl ein Ausdruck für das Gegenteil] ver ges es nit, bit dich, hab dir auch sinst was zu schreiben. [...]“<sup>207</sup>

Weil man jederzeit mit der Kontrolle des Briefinhalts rechnen musste, wurde für besonders wichtige, private oder eventuell geheime Mitteilungen offenbar die Verwendung einer Geheimschrift gebräuchlich. In der damaligen Zeit bildete die Zensur von Briefen eine „dauerhafte Gegebenheit“ und war somit ein Teil des Alltags. Die Entwicklung von und Beschäftigung mit Geheimschriften kann als eine Handlungsstrategie angesehen werden, die sich aufgrund der äußeren Umstände entwickelte und gewissermaßen sicher Beständigkeits- bzw. Routine-Charakter hatte. Zwei Beispiele dafür sind – neben dem oben erwähnten Brief zwischen dem Geschwisterpaar – die Briefe von einem gewissen Juda Löb an seinen Vater und seine Stiefmutter sowie an seinen Onkel.<sup>208</sup>

Klaus Beyrer bemerkt dazu, dass es wohl kein Zufall ist, „[...] dass unter den Gelehrten der Zeit die Beschäftigung mit Geheimschriften in Mode kommt.“<sup>209</sup> In der staatlichen Korrespondenz werden Geheimschriften in erheblichem Umfang erstmals in der Zeit

---

<sup>205</sup> Zur Zensur von Medien während des Dreißigjährigen Krieges siehe Christian Oggolder, Druck des Krieges. In: Andreas Weigl (Hg.), Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession (= Kulturstudien Bd. 32), Wien/Köln/Weimar, S. 409-445.

<sup>206</sup> Ausführlich dazu Buchberger, Kreuz. In: Hödl (Red.), Bett, S. 66-71.

<sup>207</sup> Secharja, genannt Mendel, Sohn des Benjamin, an seine Schwester Bela und ihren Mann Gerschon Cohen-Rapa. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 27, S. 60f.

<sup>208</sup> Es handelt sich dabei um Brief Nr. 28 (S. 61-63) und Brief Nr. 29 (S. 64). Alfred Landau und Bernhard Wachstein ist es leider nicht gelungen, die Geheimschrift zu entziffern. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XXX.

<sup>209</sup> Beyrer, Kabinette. In: Haefs (Hg.), Zensur, S. 45-59, hier S. 50.

Kaiser Karls V. (regierte von 1520-1556) verwendet und führen in der Folge zur Entwicklung von organisierten geheimen Chiffrierdiensten. Damit begann im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts die von Frankreich ausgehende Entwicklung der systematischen Briefkontrolle.<sup>210</sup>

In Kriegszeiten ergaben sich nicht nur Unsicherheiten, Verzögerungen oder Ausbleiben der Briefzustellungen, auch der „Personenverkehr“ und Reisen waren prinzipiell gefährlicher. Henele deutet in einem Brief an, dass die Reise nach Wien für ihre Nichte zu gefährlich sei:

„[...] solt nit *Krieg* sein, wolt sie lengst nauf geschikt haben. [...]“.<sup>211</sup>

Diese Vorsichtsmaßnahmen weisen deutlich auf die unsichere Lage hin, die sich ob der kriegerischen Auseinandersetzungen in der gegenreformatorischen Zeit ergab. Der Prager Fenstersturz im Mai 1618 als Ausdruck eines antihabsburgischen Widerstandes der dem Protestantismus zugewandten böhmischen Adeligen bedeutete den Anfang des Dreißigjährigen Krieges. Nach dem Tod Kaiser Matthias´ am 20. März 1619 unternahm Kaiser Ferdinand II. umgehend Anstrengungen zur Niederschlagung des Aufstandes in Böhmen. Die Aufständischen stellten eine eigene Armee auf, der sich auch Gleichgesinnte in Mähren und die Stände Österreichs ob und unter der Enns anschlossen.<sup>212</sup> Im Verlauf des Aufstandes kam es zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den aufständischen und den kaiserlichen Truppen, Angriffe auf Wien wurden vorbereitet und Kämpfe auch unmittelbar vor der Stadt ausgefochten. Der Aufstand wurde schließlich in der Schlacht am Weißen Berg (8. 11. 1620) mit dem Sieg der kaiserlichen Truppen niedergeschlagen.<sup>213</sup>

Im Jahr 1619 wurde Wien als Residenzstadt des Kaisers unmittelbar bedroht. Im Juni befanden sich die protestantischen Truppen bereits im nahen Gebiet um Wien, was einen Flüchtlingsstrom aus den Vorstädten in die Stadt auslöste.<sup>214</sup> Im Oktober kam es zu schweren Gefechten vor den Toren Wiens und im November zu einer Blockade der

---

<sup>210</sup> Ausführlich dazu siehe Beyrer, Kabinette. In: Haefs (Hg.), Zensur, S. 45-59, hier S. 50f.

<sup>211</sup> Dieselbe (Henele) an die Kinder ihrer Schwester. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 6B, S. 22-24, hier S. 23.

<sup>212</sup> Heinrich Lutz, Reformation und Gegenreformation (= Oldenbourg Grundriss der Geschichte Bd. 10), München 1991, S. 104f.

<sup>213</sup> Siehe dazu ausführlich Karl Gutkas, Niederösterreich im Dreißigjährigen Krieg (= Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 80), St. Pölten/Wien 1987, S. 9-15.

<sup>214</sup> Ausführlich dazu siehe Peter Broucek, Der Krieg und die Habsburgerresidenz. In: Andreas Weigl (Hg.), Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession (= Kulturstudien Bd. 32), Wien/Köln/Weimar 2001, S. 106-154, hier S. 134-142.

Stadt.<sup>215</sup> Nachrichten über die unmittelbare Gefährdung Wiens hatten mit Sicherheit auch Prag erreicht und die Sorge um die Angehörigen in Wien gesteigert.

Über ein konkretes politisches Ereignis in dieser Zeit berichtet Sarel im Brief an ihren Mann:

„[...] sonst sei wissen, as man den *König* den Heidelberger gekrent hat hier mit großen Ehren [...]“.<sup>216</sup>

Im Zuge der Auseinandersetzungen und des Kräftemessens zwischen den antihabsburgischen Ständen und Ferdinand II. verweigerten diese die Huldigung des Habsburgers. Er wurde als böhmischer König abgesetzt und an seiner Stelle der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz gewählt. Friedrich V. – der sogenannte „Winterkönig“ – nahm die Wahl an und wurde in Prag gekrönt,<sup>217</sup> wovon Sarel ihren Ehemann in Kenntnis setzt.

#### 4.2.1.2 Antijüdische Ausschreitungen

Im selben Brief berichtet Sarel ihrem Mann von einem weiteren Ereignis:

„[...] ein lauf is gewesen in unseren Gassen, is as in der Tempelzerstörung zu gängen. [...]“.<sup>218</sup>

Sarel schreibt hier von Ausschreitungen, die sich in der Judenstadt zugetragen haben. Der Begriff „Tempelzerstörung“ (hebr. *churban*) ist eine Metapher für gewalttätige Übergriffe und meint in seiner ursprünglichen Bedeutung die Zerstörung des zweiten Tempels in Jerusalem 70 n. d. Z. durch die Römer. Weitere konkrete Aussagen zu dieser Begebenheit in der Prager Judenstadt fehlen, es ist jedoch wahrscheinlich, dass Sarel einen Auflauf und eine Plünderung ausgehend von den in der Stadt stationierten Soldaten beschreibt oder aber einen von den Prager Bürgern initiierten Tumult.

Während des Dreißigjährigen Krieges waren Ausschreitungen von stationierten Soldaten gegen die Bevölkerung unter Umständen aus Langweile ebenso wie Plünderungen zwecks Kriegsbeute keine Seltenheit. Nicht nur die Juden einer Stadt wurden Opfer solcher Aktionen. Für die gesamte Zivilbevölkerung bedeuteten die Einquartierung von Truppen in

---

<sup>215</sup> Ausführlich dazu siehe Sonja Reisner, *Aber auch wie voriges tags außer Scharmützieren anders nichts verricht...* Die Kämpfe vor Wien im Oktober 1619 im Spiegel zeitgenössischer Quellen. In: Andreas Weigl (Hg.), *Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession (= Kulturstudien Bd. 32)*, Wien/Köln/Weimar 2001, S. 446-481.

<sup>216</sup> Sarel, Tochter des Moses, an ihren Mann Löb Sarel Gutmans. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 45A, S. 89-92, hier S. 91.

<sup>217</sup> Lutz, *Reformation (= Oldenbourg Grundriss der Geschichte Bd. 10)*, S. 105.; Broucek, *Krieg*. In: Weigl (Hg.) *Wien*, S. 106-154, hier S. 137.

<sup>218</sup> Sarel, Tochter des Moses, an ihren Mann Löb Sarel Gutmans. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 45A, S. 89-92, hier S. 91.

der Stadt, Truppen-Durchmärsche und die Rekrutierung bzw. Entlassung von Soldaten mitunter Gefahr, Willkür und Gewalt.<sup>219</sup> Obwohl die Juden grundsätzlich von der Pflicht ausgenommen waren, Soldaten in ihren Häusern einzuquartieren, waren sie nicht vor gewalttätigen Ausschreitungen sicher. Eine allgegenwärtige latent antijüdische Stimmung machte sie mitunter auch wegen ihrer Segregation durch die Judenstadt zu einem besonderen Ziel für solche Angriffe.

Ebenso denkbar sind Unruhen und Proteste der Prager Bürger, die sich in einem Auflauf in der Judenstadt entluden. Wie schon erwähnt und wie auch am Beispiel Wien ersichtlich (siehe Kapitel 2.2.2), wurden die Juden durch ihre Sonderstellung oft unvermittelt aus der Unzufriedenheit und Not der Bevölkerung für diverse negative Entwicklungen verantwortlich gemacht und damit schnell zu einem beliebten Angriffsziel.<sup>220</sup>

#### 4.2.1.3 Wirtschaftslage

In den Briefen finden sich auch Andeutungen und klare Aussagen zur allgemeinen Wirtschaftslage. So schreibt etwa Kele an ihren Onkel Israel Auerbach:

„[...] sol ich dir schreiben, wie es uns get, kanst wol *begreifen*, mir nehmen ale *Tag Ängste* ein, auch kein *Verdienst* nit, un' ales *teuer*. [...]“.<sup>221</sup>

Zu der unsicheren Lage in den Kriegszeiten kamen auch negative wirtschaftliche Entwicklungen, die bei Einzelnen Existenzängste auslösten. Dem Zitat aus dem Brief der Kele ist zu entnehmen, dass es um ihren persönlichen Verdienst schlecht steht und dass es wohl zu einer Teuerung der Waren gekommen war. Diese Tatsachen stehen in Zusammenhang mit der Münzverschlechterung, die bereits Ende des 16. Jahrhunderts begonnen hatte. Diese Entwicklung nahm Anfang des 17. Jahrhunderts zu, durch den Krieg verschlechterte sich die allgemeine Situation enorm. Für Mitteleuropa bedeutete dies eine drastische Münzverschlechterung, folglich kam es zu einer Geldkrise, die bis 1623 andauerte. Die hohen Rüstungsausgaben für den Krieg steigerten den Geldbedarf der Kriegsherren, was einzelne Münzhersteller dazu veranlasste, den Silbergehalt der Münzen

---

<sup>219</sup> Vgl. Karl Gutkas, Geschichte des Landes Niederösterreich, St. Pölten 1974, S. 236.

<sup>220</sup> Vgl. Sylvie Anne Goldberg, Crossing the Jabbok. Illness and Death in Ashkenazi Judaism in Sixteenth-through Nineteenth-Century Prague, Berkeley/Los Angeles/London 1996, S. 58f.

<sup>221</sup> Kele, Tochter des Auberl Auerbach, an ihren Oheim Israel Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 7A, S. 24-25, hier S. 25.

zu verringern – es wurden also minderwertige Münzen geprägt. Dies hatte unter anderem eine rapide zunehmende Verteuerung von diversen Waren zur Folge.<sup>222</sup>

Der langfristige Preisanstieg bei landwirtschaftlichen Erzeugnissen seit Beginn des 16. Jahrhunderts resultierte auch aus dem allgemeinen Problem, vor dem die Wirtschaft stand: Diese war hinsichtlich der Versorgungsmöglichkeit der wachsenden Bevölkerung in einen Engpass geraten, da die Agrarproduktion in der feudalistischen Agrarverfassung langsamer zugenommen hatte als die Bevölkerungszahl angestiegen war. Die Landwirtschaft war auf längere Sicht trotz eines Wachstums nicht in der Lage, die gestiegene Bevölkerung ausreichend zu ernähren. Das größte Hindernis war die Agrarverfassung (Feudalismus), welche den notwendigen Produktionsänderungen erhebliche Schranken setzte. Der großen Zahl der kleinbäuerlichen Dorfbewohner blieben nach dem Abzug der stark gestiegenen Abgaben an die Grundherren über den Eigenverbrauch hinaus keine Produkte, mit denen zusätzliches Einkommen erzielt werden konnte. Damit war einerseits kein Anreiz zu einer Mehrproduktion gegeben, andererseits fehlte es auch an Investitionsmitteln. Da die bäuerlichen Abgaben von ihren Empfängern (Grund- und Landesherren, landbesitzende Bürger, Städte, Kirche) überwiegend für konsumtive Zwecke verwendet wurden, konnten auch diese nicht dem produktiven Einsatz in der Landwirtschaft dienen.<sup>223</sup>

Nicht nur das Leben der Juden, sondern das Leben der Bevölkerung allgemein in Prag, aber auch in Wien wurde durch das Zusammenspiel dieser äußeren Faktoren maßgeblich erschwert. Sarel deutet in ihrem Brief auf die schwierige Lebenssituation hin:

„[...] die *Ausgaben* sein izundert [jetzt] ser schwer, *sogar* den *Reichen*, will ver schweigen den *Minderbemittelten* [...]“.<sup>224</sup>

#### 4.2.2 LEBENSSITUATION: Krankheiten und Tod

„[...] libe schwester hab mich *bis heute* gar ser *gekränkt* enker wegen: eins *wegen des Krieges*, das ander *wegen der Seuche f. v. u.*<sup>225</sup> [...]“.<sup>226</sup>

---

<sup>222</sup> Vgl. Gutkas, Geschichte, S. 236-238.; Vgl. auch Hödl, Geschichte, S. 208.; Siehe Kipper- und Wipperzeit. In: Münzenlexikon, <http://www.muenzen-lexikon.de/lexikon/k/pk082.html>, 11.11.2008, 15:20.;

<sup>223</sup> Siehe dazu ausführlich Rainer Gömmel, Die Entwicklung der Wirtschaft im Zeitalter des Merkantilismus 1620-1800 (= Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 46), München 1998, S. 1-6.

<sup>224</sup> Sarel, Tochter des Moses, an ihren Mann Löb Sarel Gutmans. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 46, S. 93-97, hier S. 94.

<sup>225</sup> Abkürzung für „fern von uns“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>226</sup> Secharja, genannt Mendel, Sohn des Benjamin, an seine Schwester Bela und ihren Mann Gerschon Cohen-Rapa. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 27, S. 60-61, hier S. 60.

Dieses Zitat aus dem Brief Secharjas an seine Schwester Bela zeigt beispielhaft, was aus vielen weiteren Briefen hervorgeht: die große Sorge um die Angehörigen in Wien einerseits wegen der Kriegssituation und andererseits wegen einer Seuche.

Wie die folgenden Ausführungen zeigen werden, waren Krankheiten und grassierende Seuchen allgegenwärtig und bildeten einen weiteren maßgeblichen Bestandteil der menschlichen Lebensrealität. Immer wieder auftretende Epidemien gehörten zum Alltag, tragen sie doch vor allem in der Epoche der Frühen Neuzeit eindeutig den Charakter des „Repetitiven“.

#### 4.2.2.1 Die Pest

In einigen Briefen wird erwähnt, dass eine Reisende – aus Wien kommend – aufgrund des Berichts über eine dortige Seuche nicht in die Stadt Prag eingelassen wurde.<sup>227</sup> Durch diesen Vorfall hatten die Prager Juden von der Seuche in Wien erfahren. Juda Löb schildert es wie folgt:

„[...] den *die vergangene Woche* bin ich ser hertiglich der schroken un´ gar on kop gegangen, *weil* das is kumen *die tochter von* Bela Chajim Schames her un´ men hat sie noch nit ein gelasen, weil es wer grose *Seuche* zu Win [...]“.<sup>228</sup>

Hierbei drängt sich der Gedanke an die Pest auf, da offenbar die vorgeschriebene Vorsichtsmaßnahme beachtet und durchgeführt wurde, Personen, welche aus Pestorten kamen, den Eintritt in die Stadt zu verweigern.<sup>229</sup>

In der Literatur findet sich keine konkrete Nennung einer Pest-Epidemie oder anderer grassierender Seuchen für das Jahr 1619 in Wien. Hilde Schmölder erwähnt nach dem Jahr 1586, in dem alle Schwestern des Wiener Himmelfortklosters an der Pest starben, ein Auftreten der Seuche in der Stadt erst wieder für das Jahr 1625.<sup>230</sup> Es ist trotzdem sehr wahrscheinlich, dass mit der in vielen Briefen erwähnten Seuche die Pest gemeint ist, da

---

<sup>227</sup> Hinweise auf diese Begebenheit etwa in Brief Nr. 1 (S. 1-3), Brief Nr. 2 (S. 4-7) und Brief Nr. 11 (S. 30-32). In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe.

<sup>228</sup> Juda Löb an seinen Vater Moses Jeremia Gerschon Cohen-Rapa und seine Stiefmutter Bela. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 28, S. 61-63, hier S. 62.

<sup>229</sup> Hilde Schmölder, Die Pest in Wien. „Deß wütenden Todts Ein umbständig Beschreibung ...“, Wien 1985, S. 65f: „Bereits in der Infektionsordnung des Jahres 1562 werden als wichtigste Maßnahmen die Absonderung der Kranken von den Gesunden angeordnet, größere Menschenansammlungen verboten, die Märkte eingeschränkt, öffentliche Bäder gesperrt, und Personen, die aus Pestorten kamen, wurde der Eintritt in die Stadt verweigert.“

<sup>230</sup> Schmölder, Pest, S. 70.

diese in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Europa praktisch allgegenwärtig war.<sup>231</sup> Vor allem in Wien gehörte die Pest in der Frühen Neuzeit zum Leben der Menschen. Hier war die Seuche endemisch, also eine stets latent vorhandene und immer wieder auftretende Krankheit.<sup>232</sup>

Die Kriegssituation brachte für die Bevölkerung Wiens die Gefahr des Ausbruches oder des Wiederaufflammens von Seuchen – insbesondere der Pest – mit sich.<sup>233</sup> Die vielen Infektionsordnungen, die in Wien zwischen 1540 und 1713 erlassen wurden, zeugen von ihrem fast ständigen Auftreten.<sup>234</sup> Es lässt sich aber nicht mit Sicherheit feststellen, ob die in den Briefen erwähnte Seuche tatsächlich jene Krankheit meinte, die wir heute als „Pest“ bezeichnen. Diese war zwar die schwerste Seuche der Frühen Neuzeit, die Menschen waren aber auch immer wieder mit anderen schweren Epidemien konfrontiert. Außerdem wurde die Bezeichnung „Pest“ in den zeitgenössischen Quellen durchaus auch für andere schwere Erkrankungen und Seuchen verwendet.<sup>235</sup> Wahrscheinlich ist es aber, dass Wien im Jahre 1619 von einer kleineren Pestwelle betroffen war, von der keine anderen literarischen oder medizinischen Aufzeichnungen berichten.

#### 4.2.2.2 Die Blattern

Abgesehen von der in den Briefen nicht näher klassifizierten Seuche werden einige Male bestimmte Krankheiten und auch Todesfälle erwähnt. So schreibt Salomon Auerbach etwa:

„[...] auch is Mordechai auch *verschieden* an blatren, die andren haben auch geblatert, sein wider auf. [...]“.<sup>236</sup>

Der Verfasser berichtet von den Pocken/Blattern. Bereits im 16. Jahrhundert kam diese Krankheit in den meisten Teilen Europas häufig vor. Die hygienischen Mängel in den durch rasches Bevölkerungswachstum überfüllten Städten boten einen Nährboden für

---

<sup>231</sup> Siehe dazu Otto Ulbricht, Einleitung. Die Allgegenwärtigkeit der Pest in der Frühen Neuzeit und ihre Vernachlässigung in der Geschichtswissenschaft. In: Otto Ulbricht (Hg.), Die leidige Seuche. Pest-Fälle in der Frühen Neuzeit, Köln/Weimar/Wien, S. 1-63.; Britta Sigrid Oberthaler, „... bißweilen muß Gott an den bösen Leuthen Rach nehmen...“. Die sozialdisziplinierenden Auswirkungen der Pest als „Strafe Gottes“, Wien 1991, S. 5.

<sup>232</sup> Oberthaler, Auswirkungen, S. 6.

<sup>233</sup> Susanne Claudine Pils, Stadt, Pest und Obrigkeit. In: Andreas Weigl (Hg.), Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession (= Kulturstudien Bd. 32), Wien/Köln/Weimar 2001, S. 353-378, hier S. 354.

<sup>234</sup> Oberthaler, Auswirkungen, S. 5: „Im Zeitraum von 173 Jahren, zwischen 1540 und 1713 wurden in Wien 28 Pestordnungen veröffentlicht.“

<sup>235</sup> Vgl. Ulbricht, Einleitung. In: Ulbricht (Hg.), Seuche, S. 1-63, hier S. 16f.

<sup>236</sup> Salomon Auerbach an seinen Sohn Pinchas und dessen Frau Gutrud, Tochter des Seinwel Linz. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 11, S. 30-32, hier S. 30.

Krankheiten aller Art. Dazu zählten Pocken-Epidemien, die immer häufiger ausbrachen und intensiver wurden.<sup>237</sup> Auch im 17. Jahrhundert blieben die Pocken eine alltägliche Krankheit, sie scheint viel aggressiver geworden zu sein und bildete somit eine der häufigsten Todesursachen.<sup>238</sup> Für das 17. Jahrhundert wird in der Literatur erwähnt, dass die Krankheit hinsichtlich der Verbreitung und der Häufigkeit des Auftretens die bis dahin führenden Seuchen wie die Pest, Lepra und Syphilis bei weitem übertroffen hatte.<sup>239</sup> Dementsprechend geht aus den Totenbeschauprotokollen der Wiener Judenstadt hervor, dass es in der Zeit ihres Bestehens immer wieder zahlreiche Todesfälle aufgrund teils heftiger Blatternepidemien gab.<sup>240</sup>

Eine Blatternepidemie in Prag ist für das Jahr 1606 verzeichnet, in dem die Krankheit 1500 Opfer gefordert haben soll.<sup>241</sup> Auch wenn für das Jahr 1619 von keiner Epidemie in Prag berichtet wird, kann man wohl – ähnlich der Pest – von einer Omnipräsenz der Krankheit in unterschiedlichen Stärken ausgehen.

Die Pocken oder Blattern wurden vor allem als Kinderkrankheit bezeichnet, da Erwachsene, die einmal eine Infektion mit dem Pocken-Virus überstanden hatten, eine Immunisierung gegen eine nochmalige Ansteckung entwickelten. In den Briefen werden die Blattern häufig in Zusammenhang mit Kindern erwähnt, wie etwa im Schreiben Baruch Reinigers:

„[...] un weiter las ich enk wissen, das ich hiz vil verzert hab mit mein kinder s. l.<sup>242</sup>, den sie sein *allesamt* krang gelegen, ein teil an ein sucht [starkes Fieber] un´ ein teil geblatert un´ al mit ein mal krang gewesen, un´ Traune is zum krenksten gewesen. aber G. g. s. e.<sup>243</sup> hat sich *erbarmt*, das keinem nit geschat hat. [...]“<sup>244</sup>

Aus dem Brief eines gewissen Samuel lässt sich neben der bloßen Mitteilung über das Auftreten der Krankheit einiges mehr herauslesen:

---

<sup>237</sup> Siehe dazu Hopkins, Killer, S. 30.

<sup>238</sup> Ackernknecht, Geschichte, S. 57.; Kübler, Geschichte, S. 70.; Vgl. Hopkins, Killer, S. 32.

<sup>239</sup> Donald R. Hopkins, The Greatest Killer. Smallpox in History, Chicago/London 2002, S. 32.

<sup>240</sup> Siehe dazu ausführlich Ignaz Schwarz, Zur Mortalitätsstatistik der Wiener Ghettobewohner 1648-1669. In: Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden 4 (1910), S. 49-61.

<sup>241</sup> P. Kübler, Geschichte der Pocken und der Impfung (= Sammlung von Werken aus dem Bereiche der medicinischen Wissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der militärmedizinischen Gebiete, Bd. 1), Berlin 1901, S. 61.

<sup>242</sup> Abkürzung für „sollen leben“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>243</sup> Abkürzung für „Gott gelobt sei er“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>244</sup> Baruch Reiniger an seinen Schwiegersonn Falk und dessen Frau Sarel. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 14, S. 35-37, hier S. 36.

„[...] sei wissen, as mein Abigail *s. l.*<sup>245</sup>, auch Gabriel leben *s. l.* haben geblatert; [...] sein in *G. l.*<sup>246</sup> hipsch ab gedert 8 *Tage* der vir, eh Schendel *s. l.* in kinpet kumen is. das klein *s. l.* hat in der kinpet auch etlich bleterlich gute gehat, hat sich nimant drauf ver standen, ein teil haben gesagt, weren heitel blatern [Ausschlag mit Bläschenbildung], teil haben gesagt, wer recht gute blatern. [...]“.<sup>247</sup>

Der Verfasser berichtet über die Dauer der Krankheit, ebenso werden die Blattern näher bestimmt, wobei nicht klar ist, was die Qualifizierung „gut“ bedeutet. Das Neugeborene litt wohl nicht unter „echten“ Blattern, sondern eventuell unter Feuchtblattern oder einem Hautausschlag.

Einzelne Briefe enthalten auch Nachrichten von Todesfällen. Sarel berichtet ihrem Mann, dass

„[...] Reichle is ir *u. S. w.*<sup>248</sup> *gestorben* an blotren un´ nit das aleint: Meirl is sein Fegele *u. S. w.* auch *gestorben* an blatren. [...]“.<sup>249</sup>

Auch aus Brief Nr. 1 geht hervor, dass das Kind eines Verwandten in Wien gestorben ist. Obwohl nichts über eine Krankheit berichtet wird, war die Todesursache wohl höchstwahrscheinlich die in Wien grassierende Seuche.

Über einen weiteren Kindstod, nämlich über den seines Sohnes berichtet Salomo Salman b. Jesaia Horowitz, der Vorbeter in Prag:

„[...] *Ferner* wists, das mich *G. g. s. e.*<sup>250</sup> hat gar hertiglich gestraft, un´ hot mir mein liben sun Isak zu sich genumen, *er liess das Leben allen Lebenden, am 12. Tischri ist er verschieden.* [...]“.<sup>251</sup>

Für eine „Geschichte der Emotionen“ ist hier interessant, dass der Vater aufrichtigen Schmerz um seinen Sohn empfindet und ihm sein Tod trotz der hohen Kindersterblichkeit der Zeit offenbar sehr nahe geht.

---

<sup>245</sup> Abkürzung für „soll leben“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>246</sup> Abkürzung für „Gottlob“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>247</sup> Samuel b. Gabriel an seinen Schwiegersohn Moses b. Pessach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 32, S. 69-72, hier S. 71.

<sup>248</sup> Abkürzung für „um unserer Sünden willen“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>249</sup> Sarel, Tochter des Moses an ihren Mann Löb Sarel Gutmans. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 45A, S. 89-92, hier S. 92.

<sup>250</sup> Abkürzung für „Gott gelobt sei er“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>251</sup> Salomo Salman b. Jesaia Horowitz, Vorbeter in Prag, an seinen Schwager Benusch Linz und dessen Frau Malka. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 13, S. 33-35, hier S. 34.

Abgesehen von einer Seuche wie der Pest oder den Blattern wurden Krankheiten in der Frühen Neuzeit allgemein als sehr große Gefahr empfunden, als Gefahr, die in vielen Fällen den Tod zur Folge hatte. Obwohl Gesundheitswünsche höchstwahrscheinlich auch zur formellen Ausgestaltung eines Briefes gehörten, tritt deutlich hervor, dass die Sorge um Krankheit bzw. Gesundheit der Angehörigen wohl eine alltägliche war. In nahezu allen Briefen sind dementsprechende Wünsche enthalten, eine vergleichsweise auffallende Besorgnis um die Gesundheit ihres vermutlich kranken oder gerade genesenen Verwandten geht aus dem Brief der Kele hervor:

„[...] noch men [mehr], liber veter, wis das ich *Tag und Nacht* hab keine *Ruhe* gehat un' gesorgt auf enker gesunt un' tag un' nacht gebeten fir enker gesunt, da hab ich gewar geworden von enker gesunt z. l. J<sup>252</sup>. Amen!  
[...]“.<sup>253</sup>

#### 4.2.3 FAMILIE: Heiratsvermittlung

Die Heirat war in der Frühen Neuzeit mehr als heute ein besonderes Ritual im Lebenszyklus eines jungen Menschen, das sowohl den Übergang vom Kind- zum Erwachsensein wie auch den Übergang von der elterlichen Vormundschaft in den eigenen Hausstand markierte.<sup>254</sup> Obwohl die Heirat häufig ein singuläres Ereignis im Leben eines Menschen blieb, war dieses Fest ein integraler Bestandteil des Alltags der Mitglieder einer Gemeinschaft.<sup>255</sup>

Einige Briefe geben Aufschluss über die „Entstehung“ der jüdischen Familie, nämlich über die Vermittlung von Ehepartnern. Jomtov Lipman Heller, der spätere Wiener Rabbiner, schreibt bezüglich der Eheschließung seiner Tochter an die Tante seiner Frau. Aus dem Schreiben geht hervor, dass auch eine jüdische Heirat – gemäß den allgemeinen Konventionen der Zeit – „[...] kein privater, individueller Akt zweier sich liebender Partner, sondern ein öffentliches, gesellschaftliches Ereignis [war], in dem private, emotionale Interessen [...] überdeckt wurden.“<sup>256</sup>

Eine Ehe entstand eher durch ein Arrangement der Eltern oder der öffentlich eingesetzten Vormunde als durch die freie Entscheidung der beiden zukünftigen Eheleute. Die

---

<sup>252</sup> Abkürzung für „zu langen Jahren“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, S. XIII-XIV.

<sup>253</sup> Kele, Tochter des Auberl Auerbach, an ihren Oheim Israel Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 7A, S. 24-25, hier S. 24.

<sup>254</sup> Richard van Dülmen, *Gesellschaft der Frühen Neuzeit: Kulturelles Handeln und sozialer Prozess. Beiträge zur historischen Kulturforschung (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte Bd. 28)*, Wien/Köln/Weimar 1993, S. 194.

<sup>255</sup> Goetz, *Geschichte*. In: *Mensch und Objekt*, S. 67-101, hier S. 75.

<sup>256</sup> van Dülmen, *Gesellschaft*, S. 194.

emotionale Bindung der Ehepartner spielte eine untergeordnete Rolle. Bei der Wahl des zukünftigen Ehepartners für ihr Kind ging es den Eltern um Kriterien, die den Erhalt bzw. die Verbesserung des sozialen und finanziellen Status der beiden Familien sicherten.<sup>257</sup> Die Eltern hatten also großen Einfluss auf die Eheschließung ihrer Kinder, welche meist – charakteristisch für die Epoche – so früh wie möglich stattfand. Man ging ob dem oftmals zarten Alter der zu Verheiratenden zum Zeitpunkt einer Eheanbahnung davon aus, dass diese keine Erfahrung besaßen und zu keiner eigenen Entscheidung fähig waren.

Ein Motiv für eine frühe Heirat war etwa der Wunsch der Eltern, die Zukunft ihrer Kinder noch zu ihren (den elterlichen) Lebzeiten zu regeln.<sup>258</sup> Außerdem gab es die vorherrschende traditionelle religiöse Maxime der frühen Ehe, die mit dem Ideal sexueller Reinheit des Mannes und der Frau in Zusammenhang stand.<sup>259</sup>

Die Mehrzahl der Ehen wurde durch die Vermittlung anderer arrangiert.<sup>260</sup> Jede heiratsfähige Person konnte zum Ziel von Eheangeboten werden, insbesondere wenn professionelle Ehevermittler (hebr. *schadchanim*) eingesetzt wurden. Diese betätigten sich auf lokaler, zwischengemeindlicher und oftmals sogar auf internationaler Ebene.<sup>261</sup> Auch Verwandte – wie im folgenden Beispiel die Tante der Frau Lipman Hellers – konnten zur Heiratsvermittlung eingesetzt werden.

Eine wichtige Voraussetzung und Bedingung für eine Eheschließung war eine angemessene Mitgift. Diese sollte als Grundlage für die Gründung eines eigenen Heims dienen und stellte auch das erste Hilfsmittel für eine selbständige Wirtschaftstätigkeit dar. Die Höhe bzw. der materielle Umfang der angebotenen Mitgift wirkte sich natürlich auf die Chancen aus, einen passenden Ehepartner zu finden.<sup>262</sup> Bezüglich der Mitgift schreibt Lipmann Heller an Edel, die Tante seiner Frau:

---

<sup>257</sup> Siehe dazu ausführlich Katz, Tradition, S. 137-148.; Hödl, Briefe. In: Hödl/Keil (Hg.), Familie, S. 51-77, hier S. 70.

<sup>258</sup> Katz, Tradition, S. 138.

<sup>259</sup> Katz, Tradition, S. 138f: „Außerhalb der monogamen Ehe waren jeglicher sexueller Kontakt und jede erotische Befriedigung verboten. [...] Die jüdische halachische und *Musar*-Literatur [ethische Literatur] betont eindeutig, dass jemand, der keine Frau hat, nahezu keine Hoffnung haben kann, den Versuchungen des Fleisches zu widerstehen. Ein Jude, der mit dieser Einstellung aufgewachsen war, hatte keine andere Wahl, als für sich und seine Söhne so früh wie möglich eine Ehe zu arrangieren.“

<sup>260</sup> Vgl. Birgit E. Klein, „Der Mann: ein Fehlkauf“. Entwicklungen im Ehegüterrecht und die Folgen für das Geschlechterverhältnis im spätmittelalterlichen Aschkenas. In: Christiane E. Müller/Andrea Schatz (Hg.), Der Differenz auf der Spur. Frauen und Gender in Aschkenas (= minima judaica Bd. 4), Berlin 2004, S. 69-99, hier S. 71.

<sup>261</sup> Katz, Tradition, S. 139f.

<sup>262</sup> Katz, Tradition, S. 140.; Siehe dazu Klein, Mann. In: Müller/Schatz (Hg.), Differenz, S. 69-99, hier S. 73-76.; Birgit E. Klein, Nach jüdischem Recht oder „Puderhähner Gesezen“? Frauen im Kampf um ihr Vermögen im frühneuzeitlichen Aschkenas. In: Sabine Hödl/Peter Rauscher/Barbare Staudinger (Hg.), Hofjuden und Landjuden. Jüdisches Leben in der Frühen Neuzeit, Berlin/Wien 2004, S. 185-216.

„[...] der halben, habet ihr eich gemechtigt un' getan nach meinen schreiben nach, nämlich ale artikel wie geschrieben is, un' besonders mit der Summe der von mir zu gebenden Mitgift nur 1000 Gulden und nicht mehr, so bin ich zu friden z. g. G.<sup>263</sup> Amen. Wen es aber bis jetzt nit geschehen wer, bit ich eich, wolt sehen, ob irs kent auf 800 brengen. sol eich am Vermittlungshonorar nixen schaden, vil eer helfen; bedarf doch der jung G. l.<sup>264</sup> kein gelt. doch beger ich meine Tochter s. l.<sup>265</sup> nit auf zu geben on Mitgift G. b.<sup>266</sup> [...]“.<sup>267</sup>

Lipman Heller bittet hiermit seine Verwandte, die offenbar als professionelle Heiratsvermittlerin ein Vermittlungshonorar erhielt, die Summe der Mitgift auf 800 Gulden herabzusenken. Es fällt auf, dass der designierte Ehemann offenbar keine finanzielle Unterstützung durch Lipman Heller nötig hat, dieser will seine Tochter aber nicht ohne eine Mitgift in die Ehe „entlassen“. Die Mitgift hatte somit wohl neben dem effektiven finanziellen Wert für das junge Ehepaar – nämlich die Ermöglichung wirtschaftlicher Unabhängigkeit<sup>268</sup> - auch einen symbolischen Wert, nämlich Status und Prestige der Familie zu dokumentieren. Außerdem erhielt die Tochter sie im Fall der Scheidung oder Verwitwung wieder zurück.

Dass es der Familie ein großes Anliegen war, die Kinder „gut“ zu verheiraten – ihnen eine „gute Partie“ zu arrangieren – tritt aus dem Brief der Rechel (Ehefrau Lipman Hellers) an ihre Tante Edel hervor. Sie drückt ihre Zuversicht aus, dass diese bezüglich der Wahl des zukünftigen Schwiegersohnes

„[...] ales zun besten tun [werde] as wen ich selbert derbei wer [...]“.<sup>269</sup>

Weiters teilt sie der Tante mit,

„[...] das unser Esther hat z. g. G.<sup>270</sup> geheiratet un' hat G. l.<sup>271</sup> gar wol gehandelt un' gar ein gute kern<sup>272</sup> bekumen [...]“,

womit die sprichwörtliche „gute Partie“ gemeint ist.

<sup>263</sup> Abkürzung für „zu gutem Glück“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>264</sup> Abkürzung für „Gottlob“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>265</sup> Ebd., Abkürzung für „soll leben“.

<sup>266</sup> Ebd., Abkürzung für „Gott behüte“.

<sup>267</sup> Lipman ha-Levi Heller an seine Verschwägerte Edel, Witwe des Salomon Malkes. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 20A, S. 49.

<sup>268</sup> Siehe dazu ausführlich Katz, Tradition, S. 137- 148.

<sup>269</sup> Seine Frau Rechel, Tochter des Moses Ahron, an dieselbe. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 20B, S. 50.

<sup>270</sup> Abkürzung für „zu gutem Glück“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>271</sup> Ebd., Abkürzung für „Gottlob“.

<sup>272</sup> Siehe Glossar.

Bezüglich der Auswahl eines entsprechenden Ehemannes für die Tochter Lipman Hellers wendet sich auch der Schwiegersohn der Heiratsvermittlerin Israel in einem Brief an diese:

„[...] nun, libe mum, hat sich R. L.<sup>273</sup> b. F. E.<sup>274</sup> aso wol besunen, so anderst ir wilen is, mit dem jungsten junglin *die Partie* mit im zu tun, so will er sich was men lasn gesten, as was er sich het lasen gesten zum elsten junglein, den weil es jo ein besen kopf hat, un´ sunst get *das Gerücht*, wie es G. b.<sup>275</sup> einen *Bruch* het, so is jo *ein wenig* zu besorgen, das es *jedenfalls* kein starker jung nit is. [...]“<sup>276</sup>

Neben einer angemessenen Mitgift wirkten sich auch die persönlichen Eigenschaften der Kandidaten auf ihre Heiratsfähigkeit aus. Ein körperliches Gebrechen – wie dem Zitat zu entnehmen – hatte eine entsprechend negative Wirkung.<sup>277</sup> Die „Qualität“ des zukünftigen Bräutigams wurde demnach nicht nur durch eine entsprechende soziale Stellung definiert, sondern auch durch die physische Gesundheit und Kraft.

Nachdem das religiöse Studium in der traditionellen jüdischen Gesellschaft einen hohen Stellenwert besaß, war eine weitere Eigenschaft, die einen jungen Mann in hohem Maße als potenziellen Ehemann qualifizierte, seine religiöse Gelehrsamkeit.<sup>278</sup> Ein gewisser Chanoch schreibt an seinen Sohn:

„[...] Rikels *Hochzeit* sol s. G. w.<sup>279</sup> sein *im Tebeth 381*. ver hofen, haben wol gehandelt, der *Jüngling* sol ein *Wunder* [sehr gut] lernen, *mein Bruder Mhrr*<sup>280</sup> Moses hat in vor gepruft. hat im ser wol gefalen. [...]“<sup>281</sup>

Neben der Wichtigkeit der Gelehrsamkeit tritt hier ein weiteres Mal zutage, dass Verwandte – hier der Bruder des Brautvaters – bei der Wahl und „Überprüfung“ des designierten Ehepartners für die Kinder miteinbezogen wurden.

---

<sup>273</sup> Abkürzung für Rabbi Lipman Heller.

<sup>274</sup> Abkürzung für „es behüte ihn sein Fels und Erlöser“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>275</sup> Abkürzung für „Gott behüte“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>276</sup> Israel Isserl Lipschitz an dieselbe. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 21, S. 51-55, hier S. 52.

<sup>277</sup> Katz, Tradition, S. 142.

<sup>278</sup> Siehe dazu ausführlich Kapitel 4.2.6.

<sup>279</sup> Abkürzung für „so Gott will“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>280</sup> Ebd., Abkürzung für „morenu ha-rab rabbi“ - „unser Lehrer der Herr Rabbi“.

<sup>281</sup> Chanoch, Sohn des Israel Hammerschlag, an seinen Sohn Ahron und seine Schwiegertochter Frumet. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 3A, S. 7-14, hier S. 11.

<sup>281</sup> Katz, Tradition, S. 142.

Aus einem weiteren Brief bezüglich der Heiratsvermittlung der Tochter Lipman Hellers geht auch das Alter der zu verheiratenden Kinder hervor:

„[...] das meidel is in neinten jar un´ des junglin, *wie man hört*, ach nit vil elter. [...]“.<sup>282</sup>

Das zarte Alter der Kinder lässt den Schluss zu, dass es sich bei dieser Vermittlung vorerst um eine Anbahnung an eine mögliche Ehe handelte und dass die tatsächliche Hochzeit wohl erst einige Jahre später stattfinden sollte.<sup>283</sup> Das ideale Heiratsalter für Mädchen lag bei 16, für Jungen bei 18 Jahren, wobei es auch vorkam, dass Eltern für ihre Kinder bereits einige Jahre früher eine Ehe vereinbarten oder sie sogar verheirateten.<sup>284</sup> Trotzdem blieben sie meist in ihrem jeweiligen Elternhaus wohnen oder der junge Ehemann lernte bei seinem Schwiegervater wie ein eigener Sohn oder Talmudschüler.

Dass die Verehelichung der Kinder eine große Verantwortung bedeutete, geht aus dem Brief Jakob b. Alexander Pribrams hervor. Dieser hatte offenbar nach dem Tod seines Bruders die Vormundschaft für dessen Kinder übernommen, musste diese nun versorgen und im Fall der Heirat somit auch die Mitgift bezahlen:

„[...] *Ferner bin ich auch mit grossen Sorgen belastet wegen der Waisen meines Bruders R. David s. A. Es kam der Mann, der seine Tochter heiraten soll, und es ist kein näherer Blutsverwandter vorhanden als ich. G. g. s. e. möge thun wie es ihm gut dünkt, und mir die Kraft verleihen, auszuharren und dieses Joch auf meinem Halse zu ertragen. [...]*“.<sup>285</sup>

#### 4.2.4 FAMILIE: Geburt und Beschneidung

Die Zugehörigkeit eines Knaben zur Gemeinschaft ist in der traditionellen jüdischen Gesellschaft an die Erfüllung zweier Kriterien gebunden: Erstens muss das Kind von einer jüdischen Frau zur Welt gebracht werden und zweitens muss das Tora-Gebot<sup>286</sup> der Beschneidung (hebr. *Berit Milah*) erfüllt werden.<sup>287</sup>

<sup>282</sup> Israel Isserl Lipschitz an dieselbe. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 21, S. 51-55, hier S. 52.

<sup>283</sup> Vgl. Hödl, Briefe. In: Hödl/Keil (Hg.), Familie, S. 51-77, hier S. 68.

<sup>284</sup> Katz, Tradition, S. 139.

<sup>285</sup> Jakob b. Alexander Pribram an seinen Sohn Mordechai. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 22, S. 55-57, hier S. 56.

<sup>286</sup> Dode, Mizwa. In: Schoeps (Hg.), Lexikon, S. 576, 578: „[...] in nachbiblischer Zeit [wurde mit „Gebot“ (hebr. *Mizwa*)] eine einzelne Pflicht [bezeichnet], während mit Halacha das gesamte „religionsgesetzliche“ System des Judentums bezeichnet wird. Außer den zehn Geboten (Dekalog) der sinaitischen Offenbarung umfasst der Begriff Mizwa weitere insgesamt 613 Mizwot (365 Verbote und 248 Gebote), die von der talmudischen Literatur in der Tora benannt werden. [...]“.

<sup>287</sup> Vgl. Nissan Rubin, *Brit Milah: A Study of Change in Custom*. In: Elizabeth Wyner Mark, *The Covenant of Circumcision. New Perspectives on an Ancient Jewish Rite*, Hanover/London 2003, S. 87-97, hier S. 87.

Die Beschneidung ist ein grundlegendes Gebot im Judentum. Sie gilt als Zeichen des Bundes mit Abraham und daher als Zeichen des Bundes Gottes mit Israel überhaupt:

„Und Gott sprach zu Abraham: Du aber halte meinen Bund, du und deine Nachkommen, Generation um Generation. Das ist mein Bund zwischen mir und euch samt deinen Nachkommen, den ihr halten sollt: Alles, was männlich ist unter euch, muss beschnitten werden. Am Fleisch eurer Vorhaut müsst ihr euch beschneiden lassen. Das soll geschehen zum Zeichen des Bundes zwischen mir und euch. Alle männlichen Kinder bei euch müssen, sobald sie acht Tage alt sind, beschnitten werden in jeder eurer Generationen, seien sie im Haus geboren oder um Geld von irgendeinem Fremden erworben, der nicht von dir abstammt. Beschnitten muss sein der in deinem Haus Geborene und der um Geld Erworbene. So soll mein Bund, dessen Zeichen ihr an eurem Fleisch tragt, ein ewiger Bund sein.“ (Gen. 17,9-13)<sup>288</sup>

Die Beschneidung als Repräsentation des exklusiven Bundes mit Gott stellte einen besonderen und elementaren Bestandteil des Alltags der jüdischen Gemeinschaft dar. Die religiöse Zeremonie war und ist ein sehr wichtiges Ritual im Lebenszyklus eines jüdischen Knaben.

Ein interessanter Bericht über die Geburt und die Beschneidung seines Enkels findet sich in dem Brief Samuel ben Gabriels an seinen Schwiegersohn – Vater des Neugeborenen – Moses ben Pessach in Wien:

„[...] *In Kürze* seid wissen as Schendel *s. l.*<sup>289</sup> *in der sechsten Nachtstunde des Sabbatausganges am 6. Cheschwan 380 d. k. Z.*<sup>290</sup> *is G. l.*<sup>291</sup> *gelegen und hat einen Sohn geboren [...]* ich bin mit Gabriel leb in der kamer gelegen, hab nit gehert as sie krischen [gekreisst/gekreischt] hat, als nit ein *Viertelstunde* gewert, is sie *G. l.* schau genesen gewesen. aso hab ich mut gehat, zu *beschneiden* in der alt nei schul, den Sachor [Einladung und Bewirtung von Gästen im Haus des Kindsvaters am Abend vor der Beschneidung] drinen lasen auf rufen, hat man gleich *Sonntag die Vorsteher und die übrigen Würdenträger* drinen gemacht<sup>292</sup>, hab es misen in Meisl's schul lasen *beschneiden zu gutem Leben [...]* Treindel *s. l.* hat das kwater schaft<sup>293</sup> gehat, alein der R. R. Jesaia *Oberrabbiner* hat das kind *s. l.* gehalten, Laser *s. l.* hat ihn mit beehrt. aso haben mir *G. l.* eine schene *Beschneidung* gemacht, al der welt gebeten, wer bilich is gewesen, nimant

<sup>288</sup> Die Bibel. Altes und neues Testament, Einheitsübersetzung.

<sup>289</sup> Abkürzung für „soll leben“. Siehe dazu [Landau/Wachstein](#) (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>290</sup> Ebd., Abkürzung für „der kleinen Zahl“.

<sup>291</sup> Ebd., Abkürzung für „Gottlob“.

<sup>292</sup> Hier mit der Bedeutung „gewählt“. Eine Vorsteherwahl wurde abgehalten.

<sup>293</sup> „Gevatterschaft“. Mit der Bedeutung „Patenschaft“.

der heim gelasen, 42 per schau[n] [Personen], sein nit men [mehr] as 20 kumen [...]. mir haben es auf kargst [sehr sparsam], as mir kent haben, angrifen [ausgerichtet], aber *G. l.*<sup>294</sup> nischt ab gangen, wen du gleich selber hie werst gewesen. *Alles Gute in Fülle* gehat, vleisch un´ visch. dein mum [Tante] Nechama *s. l.*<sup>295</sup> is mit gewesen helfen ein kaufen, hat uns doch bei 10 shok [böhmische Währung] kost [...]. Schendel *s. l.* hat wol ein wenig schmerzen geliten mit dem seigen [stillen, säugen], ver hof wirt *s. G. w.*<sup>296</sup> ales bes hin wek sein. hat noch harte knospen [Verhärtungen] in bristen, wen man was, got zu vor, der zu wist, as sie kent zu treiben<sup>297</sup>, wer gut. [...] Gabriel leben gipt im *hundert* kusch [Küsse] nach hanander, kein anders as im maul, wigt un´ singt: „Jakob leb lang.“ [...].<sup>298</sup>

Samuel ben Gabriel beschreibt, wie er und Gabriel, wahrscheinlich der Sohn der Gebärenden Schöndel,<sup>299</sup> die Entbindung miterlebt haben. Er weist auf eine äußerst rasche Geburt hin. Auffallend detailliert ist der Bericht über die gesundheitlichen Folgen der Geburt bei Schöndel: Sie hatte beim Stillen des Neugeborenen offenbar Schmerzen und Samuel schreibt auch von Verhärtungen in den Brüsten, die auf einen Milchstau hinweisen. Interessant dabei ist, dass ein Mann einem anderen Mann solche Dinge berichtet, was durchaus auf eine „mütterliche“, fürsorgende Rolle Samuel ben Gabriels gegenüber Schöndel hinweist. Schließlich berichtet Samuel von der geschwisterlichen Zuneigung Gabriels, der sich um seinen neugeborenen Bruder Jakob offenbar liebevoll kümmerte.

Moses ben Pessach, der Vater des Neugeborenen, befand sich zur Zeit der Geburt in Wien. Seine Frau Schöndel brachte das Kind zu Hause zur Welt – offenbar in ihrem Elternhaus. Nachdem der Vater des Kindes sich ob seiner Abwesenheit nicht selbst um die Vorbereitung der Beschneidung und die anschließende Feier kümmern konnte, übernahm der Großvater die Organisation. Gemäß den religiösen Geboten muss die Beschneidung eines Knaben am achten Tag nach der Geburt vollzogen werden. Neben dem Zeichen des

<sup>294</sup> Abkürzung für „Gottlob“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>295</sup> Abkürzung für „soll leben“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>296</sup> Abkürzung für „so Gott will“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>297</sup> Mit der Bedeutung: wenn man jemanden wüsste, der dieses Problem - den Milchstau - auflösen, beheben könnte. Siehe Hödl, Briefe. In: Hödl/Keil (Hg.), Familie, S. 51-77, hier S. 75, Anm. 63.

<sup>298</sup> Samuel ben Gabriel an seinen Schwiegersohn Moses ben Pessach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 32, S. 69-72, hier S. 69f.

<sup>299</sup> Alfred Landau und Bernhard Wachstein gehen davon aus, dass Gabriel der Sohn Samuels und nach dem Vater seines Vaters benannt war. Siehe Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. 69, Anm. 6.; Sabine Hödl hält es für wahrscheinlicher, dass es sich bei Gabriel um den Sohn von Samuels Tochter Schöndel und ihrem Mann Moses ben Pessach handelte. Siehe Hödl, Briefe. In: Hödl/Keil (Hg.), Familie, S. 51-77, hier S. 75, Anm. 61.

Bundes mit Gott gilt die Beschneidung als religiöse Initiation – das Kind wird in die Religionsgemeinschaft aufgenommen.

Es wird beschrieben, dass bei der Beschneidung des Neugeborenen ein gewisser Treindel die „kvaterschaft“ übernommen hatte. Der „kvater“/„gevatter“, der an der Beschneidung teilnimmt, ist vergleichbar mit dem Paten, der bei der Taufe eines christlichen Kindes anwesend ist und gewisse Aufgaben übernimmt. Aufgabe des „kvaters“ war es meist, das Kind während dem Beschneidungsakt zu halten.

Die Entwicklung der dem christlichen Paten ähnlichen Funktion des *ba'al brit* (männlich) bzw. der *ba'alat brit* (weiblich) fand in den mittelalterlichen aschkenasischen Gemeinden statt. Fallweise wurden der Pate bzw. die Patin bei der Beschneidung auch mit dem Wort *sandek* bzw. *sandakit* bezeichnet. Entsprechend der Umgangssprache wurde der *ba'al brit/sandek* im deutschsprachigen Raum zum „gevatter“.<sup>300</sup>

Entgegen dem verbreiteten Brauch, dass das am meisten respektierte Mitglied der Gemeinschaft – in vielen Fällen der Rabbiner – die „kvaterschaft“ übernahm,<sup>301</sup> hatte der Oberrabbiner Jesaia bei der oben beschriebenen Beschneidung offenbar die Funktion des „sandek“ inne gehabt, da er das Kind gehalten hatte. Die Bezeichnung des „kvaters“ überschneidet sich in der Literatur fallweise aber auch mit der des „sandek“. Im Falle einer Unterscheidung zwischen „kvater“ und „sandek“ kann diese über ihre Funktionen während der Zeremonie vorgenommen werden: Der „kvater“ ist derjenige, der das Kind zum Ort der Beschneidung bringt. Der „sandek“ hält das Kind während dem Beschneidungsakt auf seinem Schoß.<sup>302</sup>

Mit der Beschneidungszeremonie verbunden ist auch die Namensgebung des Kindes. Der Knabe erhält seinen hebräischen „heiligen Namen“ (hebr. *schem ha-kodesch*), mit dem er ab seinem 13. Lebensjahr zur Toralesung in der Synagoge aufgerufen wird. Neben diesem Namen, der in hebräischen Urkunden, privaten Rechtsdokumenten und auf dem Grabstein verwendet wurde, erhält jedes Kind auch einen weltlichen Rufnamen. Dieser konnte, musste aber nicht mit dem hebräischen Namen in Bezug stehen.<sup>303</sup>

---

<sup>300</sup> Vgl. Elisheva Baumgarten, Circumcision and Baptism. The Development of a Jewish Ritual in Christian Europe. In: Elizabeth Wyner Mark, The Covenant of Circumcision. New Perspectives on an Ancient Jewish Rite, Hanover/London 2003, S. 114-127, hier S. 116f.; Zur Beschneidung und zu Parallelen zur Taufe siehe auch Elisheva Baumgarten, Mothers and Children. Jewish Family Life in Medieval Europe, Princeton 2004, S. 55-91.

<sup>301</sup> Pollack, Folkways, S. 23f.

<sup>302</sup> Baumgarten, Circumcision. In: Wyner Mark, Covenant, S. 114-127, hier S. 117f.; Pollack, Folkways, S. 24.

<sup>303</sup> Martha Keil, Lilith und Hollekreisch. Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett im Judentum des deutschen Spätmittelalters. In: Gabriele Dorffner (Hg.), Aller Anfang. Geburt – Birth – Naissance (= Wiener Gespräche zur Sozialgeschichte der Medizin 5), Wien 2002, S. 145-160, hier S. 157.

Die Beschneidungszeremonie wurde als Familien- und Gemeinschaftsfest abgehalten, wobei am Vorgang der Beschneidung selbst in der Frühen Neuzeit meist nur Männer teilnahmen. Frauen wurden von der Teilnahme am Beschneidungsakt seit Beginn des 15. Jahrhunderts ausgeschlossen,<sup>304</sup> vorher konnten sie – wie bereits erwähnt – sogar die bedeutende Funktion einer *ba'alat brit/sandakit* übernehmen. Das Verbot der Teilnahme von Frauen an der Beschneidung eines Knaben war kein allgemein gültiges. Ob sie der Zeremonie beiwohnen durften, konnte je nach *Minhag*<sup>305</sup> (Brauch, Ritus, Gewohnheitsrecht) von Gemeinde zu Gemeinde verschieden sein.

Nach der offiziellen Beschneidungszeremonie wurde mit Freunden und Verwandten gefeiert.<sup>306</sup> Samuel ben Gabriel berichtet von der sparsamen Ausrichtung des Festes, betont jedoch seine Bemühungen, das Fest ganz im Sinne des Kindsvaters ausgerichtet zu haben und dass „*Alles Gute in Fülle*“ vorhanden war. Der Grund für die sparsame Ausrichtung des Festes waren höchstwahrscheinlich die Kriegszeiten. Die Betonung der Sparsamkeit könnte aber auch in Zusammenhang mit einer gemeinde-internen Gesetzgebung stehen, die sich gegen übertriebenen Luxus richtete. Die Gemeinden waren bemüht, Luxusaufwendungen zu regeln, indem sie etwa die Kosten für die Beschneidungsfeier, das Festessen und die Geschenke festsetzten und kontrollierten sowie die Anzahl der bei der Feier anwesenden Gäste.<sup>307</sup> Gesetze gegen übertriebenen Aufwand und Luxus waren keine Eigenart jüdischer Gemeinden. Allgemeine Aufwand- und Luxusordnungen, innerhalb derer vor allem die Kleidergesetzgebung eine große Rolle spielte, gab es bereits im Mittelalter in etlichen Stadtrechten.<sup>308</sup> Ausführlicher werden die Anti-Luxusverordnungen und die jüdischen gemeinde-internen Kleidergesetze in Kapitel 4.2.8.2 behandelt.

#### 4.2.4.1 Die Synagoge

Samuel ben Gabriel berichtet auch, dass er die Beschneidung seines Enkels ursprünglich in der Altneuschul durchführen lassen wollte, wegen der dort stattfindenden Vorsteherwahl aber auf die Meisel-Synagoge ausweichen musste.

---

<sup>304</sup> Martha Keil, Gemeinde und Kultur – Die mittelalterlichen Grundlagen jüdischen Lebens in Österreich. In: Eveline Brugger u. a., Geschichte der Juden in Österreich, Wien 2006, S. 15-122, hier S. 108.

<sup>305</sup> Siehe Glossar.

<sup>306</sup> Siehe dazu Liberles, Schwelle. In: Kaplan (Hg.), Geschichte, S. 21-122, hier S. 311f.

<sup>307</sup> Pollack, Folkways, S. 22.

<sup>308</sup> Ausführlich dazu siehe Neithard Bulst, Kleidung als sozialer Konfliktstoff. Probleme kleidergesetzlicher Normierung im sozialen Gefüge. In: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 44 (1993), S. 32-46.; Ders., Zum Problem städtischer und territorialer Kleider-, Aufwands- und Luxusgesetzgebung in Deutschland (13. bis Mitte 16. Jahrhunderts). In: André Gouron/Albert Rigaudière (Hg.), Renaissance du pouvoir législatif et genèse de l'état, Montpellier 1988, S. 29-57.; Liselotte C. Eisenbart, Kleiderordnungen der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums, Göttingen/Berlin 1962.

Zwei berühmte Prager Synagogen werden hier also erwähnt: Die Altneuschul wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut und erhielt die Bezeichnung „Neue“ oder „Große“ Synagoge im Gegensatz zu einem älteren Bethaus. Erst im 16. Jahrhundert bürgerte sich die Bezeichnung „Altneuschul“ zur Unterscheidung von anderen Synagogen ein.

Die Jahre von der Mitte des 16. bis zum frühen 17. Jahrhundert galten als Zeit des kulturellen Höhepunktes der Prager Judenstadt. In diese Zeit fallen viele Synagogenneubauten, unter anderem auch jener der Meisel-Synagoge, die 1592 eingeweiht wurde. Benannt wurde die Synagoge nach ihrem Stifter Mordechai Meisel, der zeitweilig auch als Vorsteher der Prager jüdischen Gemeinde tätig war. Auf seine Initiative geht eine rege Bautätigkeit zurück: Er ließ auch ein Bade- und ein Krankenhaus sowie ein eigenes jüdisches Rathaus mit Synagoge errichten. Im Gegensatz zur Altneuschul ist die Meisel-Synagoge heute nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form erhalten, da sie im Jahre 1689 dem Brand in der Judenstadt zum Opfer fiel.<sup>309</sup>

Eine Beschneidung musste und muss auch heute nicht in der Synagoge stattfinden. Weil dem ohnehin schon bedeutungsvollen Beschneidungsritus in der religiösen Tradition auch die Entsprechung des Opfers zukommt, wurde die Synagoge dem Eigenheim aber meist als adäquaterer Ort für die Abhaltung der Zeremonie vorgezogen.<sup>310</sup>

Die Synagoge war in der von religiöser Tradition durchdrungenen jüdischen Gesellschaft sowohl Teil des kollektiven als auch des individuellen Alltags. Sie war in erster Linie der öffentliche Ort für das religiöse Zeremoniell, für die Toralesung, für das Gebet und für das Lernen, weswegen sie auch als „Schul“ bezeichnet wurde. Ebenso war die Synagoge als öffentlicher sozialer Versammlungsort ein elementarer Bestandteil des alltäglichen Lebens.<sup>311</sup> Häufige Gemeindeversammlungen und die Erledigung rechtlicher Angelegenheiten machten die Synagoge auch zu einem Ort der Kommunikation. Außerdem bot sie einen öffentlichen Raum, in dem Wohlhabende die Möglichkeit hatten, ihren Reichtum zu präsentieren. Der persönliche soziale Status und das Ansehen in der Gemeinde wurden etwa durch die Sitzordnung, die Stiftung ritueller Gegenstände und die Ausübung diverser Ehrenämter rund um die Toralesung zur Schau gestellt. In diesem

---

<sup>309</sup> Hannelore Künzl, Die aschkenasischen Synagogen in Prag, Amsterdam und Frankfurt. Ein Vergleich. In: Michael Graetz/Hannelore Künzl (Hg.), Vom Mittelalter in die Neuzeit – Jüdische Städtebilder – Frankfurt, Prag, Amsterdam, Heidelberg 1999, S. 61-72, hier S. 63f.

<sup>310</sup> Pollack, Folkways, S. 23.

<sup>311</sup> Vgl. Katz, Tradition, S. 166f.; Vgl. Martha Keil, Orte der jüdischen Öffentlichkeit: Judenviertel, Synagoge, Friedhof. In: Eveline Brugger/Birgit Wiedl (Hg.), Ein Thema – zwei Perspektiven. Juden und Christen in Mittelalter und Frühneuzeit, Innsbruck/Wien/Bozen 2007, S. 170-186, hier S. 173.

Sinne der persönlichen Demonstration erfüllte die religiöse Institution der Synagoge eine sekundäre soziale Funktion.<sup>312</sup>

#### 4.2.5 FAMILIE: Emotionen

„Gefühle“, „Empfindungen“, „Emotionen“, „Affekte“ lassen sich abstrakt und vage als „anthropologische Konstante“ definieren<sup>313</sup> und gehören unumstritten zum Alltag des menschlichen Lebens. Der Tatsache, dass Gefühle so hochgradig individuell und subjektiv sind, entspringt ein definitorisches Problem:<sup>314</sup> „It is certainly still too early for the definite definition of emotions.“<sup>315</sup>

Grundlegend ist die „Subjektivität des Fühlens“: jede/r Einzelne empfindet gewisse Emotionen in unterschiedlicher Art und Weise. Dem gegenüber steht die „Objektivität“: Gefühle unterliegen historischen Veränderungen, da sie spezifisch kulturell codiert und modelliert werden.<sup>316</sup> Folglich geben historische Zeugnisse nie eine pure, echte, unverfälschte Emotion wieder. Der Ausdruck von Gefühlen etwa in schriftlichen Quellen ist zwar einerseits subjektiv, da von ganz persönlichen Empfindungen und Wahrnehmungen getragen, andererseits unterliegen Gefühl und Ausdruck auch ständig sich verändernden kulturellen Normen und Traditionen.<sup>317</sup>

Wie in Kapitel 3.1.1 bereits dargelegt wurde, ermöglicht der Charakter der Quelle Privatbrief unter Umständen klare Einblicke in historische zwischenmenschliche Beziehungen und in die Gefühlswelt der jeweiligen Akteure und Akteurinnen. Ausgehend von den Überlegungen zur historischen Analyse von Gefühlen sollen im Folgenden Aspekte der emotionalen Beziehung zwischen Mann und Frau untersucht werden.

---

<sup>312</sup> Vgl. Katz, Tradition, S. 180f.; Vgl. Keil, Orte. In: Brugger/Wiedl (Hg.), Thema, S. 170-186, hier S. 173.

<sup>313</sup> Vgl. Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten, Einleitung. In: Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten (Hg.), Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle (= Literatur – Gefühle – Geschlecht. Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte Bd. 16), Köln/Weimar/Wien 2000, S. 7-20, hier S. 8.

<sup>314</sup> Vgl. Benthien/Fleig/Kasten, Einleitung. In: Benthien/Fleig/Kasten (Hg.), Emotionalität, S. 7-20, hier S. 8.

<sup>315</sup> Jeroen Deploige, Studying Emotions. The Medievalist as Human Scientist? In: Elodie Lecuppre-Desjardin/Anne-Laure Van Bruaene, Emotions in the Heart of the City (14th-16th century) (= Studies in European Urban History (1100-1800) V), Turnhout 2005, S. 3-24, hier S. 15.

<sup>316</sup> Vgl. Benthien/Fleig/Kasten, Einleitung. In: Benthien/Fleig/Kasten (Hg.), Emotionalität, S. 7-20, hier S. 8.

<sup>317</sup> Vgl. Walter Preveniere, Conclusion. Methodological and Historiographical Footnotes on Emotions in the Middle Ages and the Early Modern Period. In: Elodie Lecuppre-Desjardin/Anne-Laure Van Bruaene, Emotions in the Heart of the City (14th-16th century) (= Studies in European Urban History (1100-1800) V), Turnhout 2005, S. 273-293, hier S. 287.

#### 4.2.5.1 Emotionen in der Partnerschaft

Die Briefsammlung enthält sechs Briefe, die an die jeweiligen Ehepartner gerichtet sind.<sup>318</sup> Einer entstammt der Feder eines Mannes, bei den restlichen fünf Briefen treten Ehefrauen als Absenderinnen auf. Rückschlüsse auf die Intensität und Art der emotionalen Beziehung des jeweiligen Paares lassen sich daraus teils nur bedingt, teils aber recht gut ziehen.

Der Männerbrief stammt von dem Arzt Ahron Maor Katan Lucerna. Er schreibt an seine Frau Resel, dass er zu ihr nach Wien reisen wollte, seine Familie in Prag ihn jedoch wegen der Gefahren der Reise und wegen der Seuche in Wien davon abgehalten habe. Ebenso rät er Resel von der Reise nach Prag ab. Sein Schreiben drückt Sehnsucht nach seiner Frau und den Kindern aus:

„[...] as du welest nit geduld haben bis nach den winter, den lenger will [ich] selber nit on dir un´ die kinder sein, so will ich mich auf heben un´ will ...[Beschädigung, Anm.] heim zu dir zihen, ich will dich un´ die kinder s. l.<sup>319</sup> nit ver lasen weil ... meine augen ofen hab; [...]“.<sup>320</sup>

Noch im selben Satz erwähnt Ahron Maor Katan Lucerna jedoch auch die Stellung, die er in der Prager Gemeinde innehat, und erzählt von seinem beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg. Diese Art der Formulierung veranlasste Sabine Hödl zu der Schlussfolgerung, dass der Arzt seiner Frau wohl ein schlechtes Gewissen machen will, wenn sie ihn dazu auffordert, zu ihr und zu den Kindern nach Wien zu kommen.<sup>321</sup>

Die Ungewissheit über den Gesundheitszustand oder gar über Leben und Tod des Partners in Wien in solch schwierigen Zeiten wird in den Briefen immer wieder thematisiert. Sorge und Angst um ihren Ehemann drückt eine gewisse Reizel in einem kurzen Brief aus:

„[...] mein liber man, ich weis dir nit vil zu schreiben, den ich hab gar lang kein briw von dir gehat, un´ den briw, as du mir izunter [jetzt] hast geschriben, hab ich ach noch nit, den man sagt, es stet nit wol daniten [da unten, dort], G. b.<sup>322</sup>, ich hof zu G. g. s. e.<sup>323</sup>, es sol nit war sein. ich *kränke*

---

<sup>318</sup> Es sind dies Brief Nr. 2 (S. 4-7), Brief Nr. 23 (S. 57), Brief Nr. 24B (S. 58), Brief Nr. 33 (S. 72), Brief Nr. 45A (S. 89-92) sowie Brief Nr. 46 (S. 93-97).

<sup>319</sup> Abkürzung für „sollen leben“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>320</sup> Dr. Ahron Maor Katan Lucerna an seine Frau Resel, Tochter des Samuel Phöbus Theomim. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 2, S. 4-7, hier S. 5.

<sup>321</sup> Hödl, Briefe. In: Hödl/Keil (Hg.), Familie, S. 51-77, hier S. 56f.

<sup>322</sup> Abkürzung für „Gott behüte“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

mich ser, *G. g. s. e.*<sup>324</sup> sol dich un' ganz *Israel* behüten vor alen besen.  
[...]“.<sup>325</sup>

Eine gewisse Schöndel schreibt über die Freude – und wohl auch Erleichterung – einen Brief von ihrem Mann erhalten zu haben:

„Liber man, sei wissen, as mir dein briw haben *erhalten*, is mir ser lib gewesen. [...]“.<sup>326</sup>

In wie weit diese Schreiben „wahre“ Emotionen ausdrücken, lässt sich kaum feststellen. Möglich und durchaus denkbar wäre, dass Ausdruck von Sorge und Sehnsucht – ähnlich den heutigen Gepflogenheiten – quasi zur formellen Ausgestaltung eines Briefes an den Ehepartner/die Ehepartnerin gehörten. Gerade im Zeitalter des Barock gewinnt die Vorstellung, dass Gefühle „herstellbar“ und „theatralisierbar“ sind, eine hohe Bedeutung. Emotionen werden zunehmend „gelernt“, inszeniert und in der sozialen Interaktion strategisch eingesetzt.<sup>327</sup>

Trotzdem ist die Sorge in den Briefen als „echtes“ Gefühl zu werten: Ein Status als Witwe oder sogar als *Aguna* („gebundene Frau“) – abgesehen von den persönlichen Gefühlen – war in diesen schwierigen Zeiten sicher nicht einfach zu ertragen.

In der rabbinischen Literatur bezeichnet *Aguna* eine Frau, die nicht wieder heiraten darf, weil kein Scheidebrief (*Get*) vorliegt oder weil der Tod ihres verschollenen Mannes nicht nachweisbar ist. Kriegszeiten und gefährliche Unternehmungen wie die zum Alltagsleben gehörenden häufigen und langen Geschäftsreisen<sup>328</sup> führten unter Umständen dazu, dass eine Frau zu einer *Aguna* wurde. Dieser Status ist für eine Frau sehr tragisch, da sie von sich aus keine Möglichkeit hat, die Ehe zu lösen und sich wieder zu verheiraten. Im jüdischen Recht kann eine Ehe nämlich nur durch den Scheidebrief des Mannes oder aufgrund des einwandfrei nachgewiesenen Todes eines Partners gelöst werden.<sup>329</sup>

Als sehr emotional gegenüber den bisherigen Briefen sind die zwei Schreiben der Sarel an ihren Mann Löb Sarel Gutmans zu werten. Sie beschreibt, wie sehr die Sehnsucht nach ihrem Mann, dessen Abwesenheit und die Ungewissheit über seinen Aufenthaltsort und sein Befinden sie bekümmern:

---

<sup>323</sup> Ebd., Abkürzung für „Gott gelobt sei er“.

<sup>324</sup> Ebd., Abkürzung für „Gott gelobt sei er“.

<sup>325</sup> Reizel, Tochter des Rafael ha-Levi, an ihren Mann Mordechai Pribram. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 23, S. 57.

<sup>326</sup> Schöndel, Tochter des Vorigen, an ihren Mann Moses ben Pessach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 33, S. 72.

<sup>327</sup> Benthien/Fleig/Kasten, Einleitung. In: Benthien/Fleig/Kasten (Hg.), Emotionalität, S. 7-20, hier S. 12.

<sup>328</sup> Vgl. Liberles, Schwelle. In: Kaplan (Hg.), Geschichte, S. 21-122, hier S. 33-37.

<sup>329</sup> Döpp, *Aguna*. In: Schoeps (Hg.), Lexikon, S. 27.; Siehe dazu Keil, Gemeinde. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 15-122, hier S. 116.

„[...] as ich mich *u. S. w.*<sup>330</sup> aso gar ser *gekränkt* hab von wegen as ich in 7 *Wochen* kein wort von dir nit gehert hab, wo du in der welt bist, zu vor aus in aso ein stel [Lage, Situation] as mir haben *jetzt* [...] *in Wahrheit* weis ich nit wie ich leb vor grosen *Kummer, Gott g. s. e.*<sup>331</sup> weis wie mir is. ich es nit, ich trink nit, ich schlauf nit, mein leben is mir kein leben. den in guten zeiten, wen ich nit ale woch hab 2 briw gehat, do hab ich gemeint, ich wer nit kenen leben, will ver schweigen auf der zeit, un´ aso lang *sogar* nit zu wissen, wo du in *der welt* bist. [...]“.<sup>332</sup>

Aus dem Brief der Sarel geht deutlich die Empfindungsweise der Liebe hervor und die Leere und Trauer, die sie ob der Abwesenheit des geliebten Partners fühlt. Diese „Liebe“ – das psychosomatische Syndrom des Angezogenwerdens und Begehrens – wird meist unreflektiert als eine der grundsätzlich konstanten Empfindungsweisen des Menschen aller Zeiten und Kulturen vorausgesetzt. Das Gefühl der Liebe, wie wir es heute erleben, darf jedoch nicht einfach in die Vergangenheit zurückprojiziert werden.<sup>333</sup> Die von Sarel beschriebene Empfindung scheint der „heutigen“ Liebe aber doch sehr nahe zu stehen, wie sie Peter Dinzelbacher definiert: „[...] jenes der Sexualität entspringende, wertbesetzte Gefühl [...], das, auf ein Gegenüber meist des anderen Geschlechts gerichtet, diesem vor allen anderen Menschen etwas Besonderes verleiht.“<sup>334</sup>

Auffallend ist, wie Sarel ihren eigenen Schmerz und den Kummer ausdrückt und beschreibt. Sie praktiziert durchaus – wenn auch nur im privaten und beschränkten Raum des Briefes – eine literarische Kultur der Trauer und der Leere. Durchaus denkbar ist, dass Sarel die Inszenierung von Melancholie – „die Faszination von Traurigkeit“ – aus der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in ihrem Schreiben gewissermaßen rezipiert.<sup>335</sup>

<sup>330</sup> Abkürzung für „um unserer Sünden willen“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, S. XIII-XIV.

<sup>331</sup> Abkürzung für „gelobt sei er“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, S. XIII-XIV.

<sup>332</sup> Sarel, Tochter des Moses, an ihren Mann Löb Sarel Gutmans. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 45A, S. 89-92, hier S 90.

<sup>333</sup> Peter Dinzelbacher, Über die Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter. In: *Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte* 32 (1981), S. 185-208, hier S. 185.

<sup>334</sup> Ebd.

<sup>335</sup> Zu Inszenierung von Melancholie in der Literatur siehe Werner Röcke, *Die Faszination der Traurigkeit. Inszenierung und Reglementierung von Trauer und Melancholie in der Literatur des Spätmittelalters*. In: Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten (Hg.), *Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle (= Literatur – Gefühle – Geschlecht. Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte Bd. 16)*, Köln/Weimar/Wien 2000, S.100-118, hier S. 100f.

Sarel verleiht ihrem Kummer neben der psychischen auch eine physische Dimension, indem sie den vegetativen Körperausdruck des seelischen Gefühls erwähnt: Entsprechend den heutigen Symptomen von Liebeskummer beschreibt sie Niedergeschlagenheit, Appetit- und Schlaflosigkeit sowie Unlust am Leben.

Das bereits aus der Antike stammende Postulat, dass Gefühle sich im Inneren ereignen und sich dann – ohne organische Ursachen – in körperlichen Krankheitssymptomen manifestieren, veränderte den Umgang mit Gefühlen in Sarels Epoche. Wie bereits erwähnt, entstand dadurch die Vorstellung, dass man Gefühle vortäuschen und „affektieren“ kann.<sup>336</sup>

Weiters schreibt Sarel ihrem Mann von ihrer Erleichterung, als sie nun doch erfahren hat, wo er sich aufhält. Wie auch heute in Liebesangelegenheiten üblich, gebraucht Sarel das Wort „Herz“ im metaphorischen Sinn. Nebenbei erwähnt sie hier den Linzer Jahrmarkt, den ihr Mann wahrscheinlich als Kaufmann oder Händler offenbar besucht hatte.<sup>337</sup>

„[...] nu is mir ein wenig mein herz wider der kilt [beruhigt] geworn, den heute is kumen ein Bote von Linz, do hat er Jokel auf mark begeben, do hat in Jokel gefregt auf dir, do hat er gesagt, wie du zu Linz bist. magst mir gleiben, ein Engel (zu unterscheiden)<sup>338</sup> hab ich gehert.[...]“.<sup>339</sup>

Den zweiten Brief schreibt Sarel, nachdem sie einen Brief von ihrem Mann erhalten hat. Dieser ist getragen von der Freude und Erleichterung über die Nachricht:

„[...] is der Bote kumen gegen Anbruch des Morgens un´ hat uns ale briw gebracht. sol ich dir vil schreiben, magst mir gleiben, ich bin, gut teitsch, as wen ich wider nei geboren wer, den die Freude as ich gehat hab, as ich gehert hab deinen liben herzigen gesund [...]“.<sup>340</sup>

---

<sup>336</sup> Benthien/Fleig/Kasten, Einleitung. In: Benthien/Fleig/Kasten (Hg.), Emotionalität, S. 7-20, hier S. 11f.

<sup>337</sup> Zur wirtschaftlichen Tätigkeit siehe Kapitel 4.2.7.

<sup>338</sup> Entschuldigender Ausdruck bei einer für blasphemisch erachteten Gleichsetzung göttlicher und menschlicher Dinge. Siehe Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. 90, Anm. 11.

<sup>339</sup> Sarel, Tochter des Moses, an ihren Mann Löb Sarel Gutmans. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 45A, S. 89-92, hier S 90.

<sup>340</sup> Sarel, Tochter des Moses, an denselben. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 46, S. 93-97, hier S. 94.

Ein weiteres Mal drückt Sarel hier die „Leiblichkeit“ von Gefühlen aus.<sup>341</sup> Der Brief von ihrem Mann und die Nachricht über sein Wohlbefinden wirkten sich sowohl psychisch als auch physisch erbauend aus. Wie bereits erwähnt, spielte neben der Sorge um das Wohlergehen des Mannes sicher auch die Angst vor dem Dasein als Aguna eine große Rolle. Als Frau an einen irgendwo verschollenen Mann gebunden zu bleiben, bedeutete – abgesehen von der persönlichen Trauer – dass diese eventuell allein die Familie versorgen musste und in kein neues Eheverhältnis mehr eintreten durfte.

#### 4.2.6 RELIGION: Studium und Gelehrsamkeit

Die Religion bestimmte das Alltagsleben insbesondere in der Epoche der Frühen Neuzeit in hohem Maße. Die Förderung der traditionellen Werte und deren Vermittlung waren in der traditionellen jüdischen Gesellschaft von äußerster Wichtigkeit.<sup>342</sup>

Der religiösen Bildung und der Gelehrsamkeit wird in der jüdischen Tradition eine enorme Bedeutung beigemessen. Durch das Lernen soll die Überlieferung identitätsstiftender Ereignisse der Geschichte des Volkes Israel gesichert werden. Die Beschäftigung mit und Auslegung von Geboten führt zur Erfassung des göttlichen Willens.<sup>343</sup>

Ebenso kommt dem Lernen und dem Studium der heiligen Texte eine heilsgeschichtliche Funktion als Gottesdienst zu. Historisch ersetzte das Studium der heiligen Texte nämlich seit der Zerstörung des 2. Tempels 70 n. d. Z. den bedeutungsvollen Opferdienst.<sup>344</sup> Insbesondere das Lernen jüdischer Knaben – „unschuldiger Kinder“ – welche sich oft bereits im frühen Kindesalter beim Vater in der Synagoge oder Lehrstube aufhielten, hatte und hat eine besondere Bedeutung als Gottesdienst.<sup>345</sup>

Dass das religiöse Studium und die Gelehrsamkeit einen wesentlichen Lebensinhalt der jüdischen Gesellschaft in der Frühen Neuzeit bildeten, lässt sich aus einzelnen Briefen gut ablesen. Inhaltlich erscheint das Torastudium beispielsweise in formelhaften Gratulationen oder Wünschen nach der Geburt eines Sohnes. Samuel ben Gabriel etwa nimmt in seinen Brief den Segensspruch für die Beschneidung auf. Er schreibt, dass sein neugeborener Enkel Jakob „[...] zum Studium, zur Ehe und zu guten Werken [...]“<sup>346</sup> erzogen werden soll. Dieser Segensspruch, der auch auf den Beschneidungswimpel

---

<sup>341</sup> Überlegungen dazu siehe Benthien/Fleig/Kasten, Einleitung. In: Benthien/Fleig/Kasten (Hg.), *Emotionalität*, S. 7-20, hier S. 11.

<sup>342</sup> Keil, *Tradition*, S. 183.

<sup>343</sup> Martha Keil, „Man setze Kinderlehrer ein in jeder Stadt“. Kinderunterricht im spätmittelalterlichen Aschkenas. In: *Jahrbuch für historische Bildungsforschung* 12 (2006), S. 117-146, hier S. 121.

<sup>344</sup> Keil, *Kinderlehrer*, S. 120.

<sup>345</sup> Keil, *Kinderlehrer*, S. 123.

<sup>346</sup> Samuel ben Gabriel an seinen Schwiegersohn Moses ben Pessach. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 32, S. 69-72, hier S. 70.

gestickt wird,<sup>347</sup> stammt aus der Beschneidungsliturgie und bezeichnet die drei wichtigsten Lebensstationen eines männlichen Mitglieds der Gemeinde:<sup>348</sup>

1. Wie bereits erwähnt ist das religiöse Studium – insbesondere die Kenntnis und das Verständnis der *Tora*<sup>349</sup> (Fünf Bücher Mose), die als Lebensgrundlage des jüdischen Volkes gilt – von enormer Wichtigkeit. Dazu gehört auch die Pflicht der öffentlichen Lesung der Tora in der Synagoge, wozu ein Junge nach absolvierter *Bar Mizwa*<sup>350</sup> mit 13 Jahren befähigt ist.
2. Mit der Eheschließung tritt der erwachsene Mann in ein neues Lebensstadium ein und soll mit der Gründung einer eigenen Familie auch den Fortbestand der Gemeinde sichern.
3. Die „*guten Werke*“ bezeichnen eine weitere Aufgabe des erwachsenen Mitglieds einer jüdischen Gemeinde: Die Mitwirkung am sozialen Wohlergehen und die Übernahme von Gemeinschaftspflichten. Hierzu gehört beispielsweise die Tätigkeit in der *Chewra Kaddischa*, die sich um Beerdigungen und um die Hinterbliebenen von Verstorbenen kümmert.

Ein Briefautor namens David beglückwünscht seine ehemalige Schwiegertochter Esther, die Frau seines verstorbenen Sohnes, zur Geburt ihres Sohnes und fügt eine ähnliche Formel ein:

„[...] solst in *in Freuden* derzihen zu *Thorastudien und guten Werken* [...]“.<sup>351</sup>

Derselbe ermahnt in einem zweiten Brief seinen Enkel Salman:

„[...] sich du neiert du *unablässig studirst* un´ dich mit *Jedermann* helst [verstehst] un´ dein *Lehrer* un´ dein *memen* [Mutter] *gehorsam bist*, un´ dein *Gebet mit grosser Andacht* tust un´ ernst lernst un´ *widerholst* un´ auch zu

---

<sup>347</sup> Der Beschneidungs- oder Torawimpel (*Mappa*) ist ein Kultgegenstand, der sich seit dem 16. Jahrhundert in den deutschsprachigen, aschkenasischen Gemeinden entwickelt hat. Der Wimpel besteht aus vier aneinander genähten Leinenstreifen aus der bei der Beschneidung getragenen Windel des Kindes. Er ist mit gestickten oder aufgemalten hebräischen Buchstaben beschriftet, trägt den Namen des Kindes, des Vaters, das Geburtsdatum nach dem jüdischen Kalender sowie den genannten Segensspruch. Ausführlich siehe dazu: Annette Weber/Evelyn Friedländer/Fritz Armbruster (Hg.), *Mappot ...blessed be who comes. The Band of Jewish Tradition since late Antiquity. Mappot ...gesegnet, der da kommt. Das Band jüdischer Tradition seit der Spätantike*, Osnabrück 1997.

<sup>348</sup> Zum Folgenden: Armbruster/Friedländer/Weber, *Mappot*. In: Weber/Friedländer/Armbruster, *Mappot*, S. 15-17, hier S. 16.

<sup>349</sup> Siehe Glossar.

<sup>350</sup> Siehe Glossar.

<sup>351</sup> David, Sohn des Menachem Ulmo Klapzimer, an seine gewesene Schwiegertochter Esther, nunmehrige Frau des Jekel Schik. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 18A, S. 44-45, hier S. 45.

zeiten schreibst, wenn du *Muße* hast, las dir dein *Lehrer* ein iwrin [hebräisch] briw vor schreiben [...]“.<sup>352</sup>

David mahnt seinen Enkel zu einem gewissenhaften Studium, ernsthaftem Lernen und Wiederholen, Andacht beim Gebet und Gehorsam gegenüber seinem Lehrer und seiner Mutter, die auch in der religiösen Erziehung des Kindes mitunter eine Rolle spielte, denn die ersten Vorbilder und ersten Lehrer eines Kindes sind seine Eltern.

Im Besonderen unterliegt in der jüdischen Tradition dem Vater die Verantwortung für die Bildung seiner Kinder. Es gilt als Erfüllung eines positiven Gebotes, wenn ein Vater seinen Sohn selbst in der Tora unterweist bzw. einen Lehrer anstellt.<sup>353</sup> Eventuell handelte es sich bei dem Lehrer, den David erwähnt, um einen Schulmeister oder Kinderlehrer, der von der – in Wien noch nicht offiziell anerkannten – Gemeinde angestellt worden war.<sup>354</sup> Wahrscheinlicher ist jedoch die Existenz eines eigenen Hauslehrers. Gut situierte Familien konnten sich das Engagement eines solchen leisten, der für die Zeit seiner Anstellung im Haus der Familie wohnte.<sup>355</sup>

Bezeichnend ist, dass David seinen Enkel Salman in diesem Zusammenhang zum Gehorsam gegenüber seiner Mutter mahnt. Dahinter steckt, dass es auch als die Aufgabe und Pflicht einer Mutter angesehen wurde, in ihrem Kind die Liebe zum Lernen auszubilden und zu fördern. Sie sollte ihre Kinder bereits in jungen Jahren zum Torastudium ermutigen. In diesem Zusammenhang muss erwähnt werden, dass es nicht zuletzt als Aufgabe der Frau gesehen wurde, ihren Ehemann zum religiösen Studium anzuspornen. In vielen Fällen wurde die Ehefrau und Mutter zur Versorgerin der Familie, um ihrem Mann die bedingungslose Hingabe zum religiösen Studium zu ermöglichen.<sup>356</sup>

Nach dem Bildungsideal der jüdischen Gesellschaft bestand die Elementarbildung für Knaben, die bereits ab dem 5. - 7. Lebensjahr beginnen konnte,<sup>357</sup> im Lesen und Schreiben der hebräischen Schrift, dem Studium der Tora und dem Bibelkommentar des Raschi.<sup>358</sup> Aus dem Brief Davids an seinen Enkel Salman geht das Alter des Knaben nicht

---

<sup>352</sup> David, Sohn des Menachem Ulmo Klapzimer, an seinen Enkel Salman. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 18B, S. 45-47, hier S. 46.

<sup>353</sup> Pollack, Folkways, S. 51.

<sup>354</sup> Vgl. Keil, Kinderlehrer.

<sup>355</sup> Mordechai Breuer /Yacov Guggenheim, Die jüdische Gemeinde, Gesellschaft und Kultur. In: A. Maimon/M. Breuer/Y. Guggenheim (Hg.), Germania Judaica, Bd. III/3, Tübingen 2003, S. 2079-2138, hier S. 2108.; Vgl. Katz, Tradition, S. 187.

<sup>356</sup> Pollack, Folkways, S. 51.

<sup>357</sup> Keil, Kinderlehrer, S. 127.

<sup>358</sup> Breuer /Guggenheim, Gemeinde. In: Maimon/Breuer/Guggenheim (Hg.), Germania Judaica, S. 2079-2138, hier S. 2109.; Keil, Kinderlehrer, S. 133.; Vgl. Liberles, Schwelle. In: Kaplan (Hg.), Geschichte, S. 21-122, hier S. 61.

hervor. Da er aber offenbar des Verfassens eines mit hebräischen Buchstaben geschriebenen Briefes („iwrin briw“) noch nicht mächtig war, liegt die Vermutung nahe, dass er relativ jung war.

#### 4.2.6.1 Bildungsinstitutionen

Wie schon erwähnt, war die Vermittlung und Weitergabe des religiösen Traditionswissens in der jüdischen Gesellschaft ein essentieller Bestandteil des alltäglichen Lebens. Dieses Wissen wurde Kindern einerseits unmittelbar von der Gesellschaft vermittelt – etwa durch die Familie oder in der Synagoge. Andererseits gab es offizielle Bildungsinstitutionen der jüdischen Gesellschaft, die ausschließlich das Wissen lehrten, „[...] welches das essentielle Wertesystem der Gesellschaft ausmachte.“<sup>359</sup>

In einem Brief Sarels an ihren Mann wird der Cheder erwähnt:<sup>360</sup>

„[...] Mischl kann nit schreiben, is noch in cheder gewesen [...]“.<sup>361</sup>

Das große – bereits aus talmudischer Zeit stammende – Anliegen, Analphabetismus zu vermeiden, fand im Bildungscurriculum des Cheder seinen Ausdruck.<sup>362</sup> Demnach war der Großteil der Männer in der traditionellen jüdischen Gesellschaft – wenn auch nicht Gelehrte – des Lesens und des Schreibens der hebräischen Sprache kundig. Im Cheder erhielten die Knaben nämlich Hebräischkenntnisse, daneben auch grundlegende

---

Zum Folgenden: Heinz-Martin Döpp, Salomo ben Isaak (RaSCHI). In: Julius H. Schoeps (Hg.), Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh 2000, S. 727. Salomo/Schlomo ben Isaak/Izchak wurde 1040 in Troyes/Frankreich geboren. Um das Jahr 1060 studierte er in den Städten Mainz und Worms, die zusammen mit Speyer im Mittelalter wichtige Zentren der jüdischen Gelehrsamkeit waren. Abgesehen von zahlreichen Legenden ist von seiner Biographie nur wenig bekannt. Als er nach Worms kam, war er bereits verheiratet. Er hatte drei Töchter, deren Ehemänner seine wichtigsten Schüler wurden. Unter seinen Enkeln waren mehrere bedeutende Lehrer. Raschi gründete in Troyes ein Lehrhaus (Jeschiwa), das er aus den Erträgen seiner eigenen Weinberge unterhielt. Er verfasste umfangreiche Kommentare zur Hebräischen Bibel und zu einem großen Teil des Babylonischen Talmuds - das Werk zum Talmud wurde von seinen Schülern vollendet. Die Bedeutung des Kommentars zeigt sich u. a. darin, dass der Teil zur Tora das erste gedruckte hebräische Buch (1475) war und mehr als 200 Kommentare dazu existieren. Auch die Talmud-Auslegung fand schnell Verbreitung. Sie gilt als der Kommentar schlechthin und findet sich in jeder Ausgabe an den Seitenrändern. Dabei ist sie in einer besonderen hebräischen Schrift gedruckt, die als "Raschi-Schrift" (eine Art Kursivschrift der hebräischen Quadratschrift) bezeichnet wird und die seither den Schrifttyp für Kommentare darstellt. Vor allem aufgrund seines Talmud-Kommentars wurde Raschi als bedeutender Halachist angesehen. Nach seinem Tod am 13. Juli 1105 (Troyes) wurden von seinen Schülern unter dem Namen „Raschi-Schule“ Responsen, Lehren und praktische Anweisungen und anderes mehr verbreitet.

<sup>359</sup> Katz, Tradition, S. 187.

<sup>360</sup> *cheder* wird mit „Stube“ übersetzt. Breuer/Graetz, Tradition, S. 177: „Sowohl die Schulmeister als auch die Hauslehrer stammten zumeist aus Polen, Litauen oder Böhmen und kamen in der Regel nur auf kurze Zeit, um bald wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Gewöhnlich unterrichteten sie acht bis zehn Stunden am Tag, und zwar in demselben Raum, in dem sie wohnten; daher wurde ihr Schulbetrieb *cheder* (Stube) genannt.“

<sup>361</sup> Sarel, Tochter des Moses, an ihren Mann Löb Sarel Gutmans. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 46, S. 93-97, hier S. 97.

<sup>362</sup> Vgl. Pollack, Folkways, S. 57.

Kenntnisse über das Judentum aus der religiösen Literatur.<sup>363</sup> Weltlicher Schulbesuch war ihnen nicht möglich. Die Vermittlung von nicht-religiösem Wissen beschränkte sich meist auf die Grundlagen der Arithmetik, wohlhabende Familien ließen ihre Kinder auch fremde Sprachen lernen.<sup>364</sup>

Meir Epstein, der Schwiegersohn Sarels, berichtet seinem Schwiegervater von seinem Fleiß beim Studium. In dem kurzen, ausschließlich hebräischen Brief beweist er dem Schwiegervater auch seine Kenntnis der religiösen Literatur, indem er diverse Zitate einbaut:

*„[...] nur teile ich dir mit, dass unser Studium guten Fortgang nimmt, zumal da die Krone des guten Namens mir über alles geht, gut ist aber nur die Thora und ich bin ein Genosse aller, die die Thora studieren. Ferner sei nicht böse, dass ich mich so kurz fasse, denn ich bin mit meinem Studium beschäftigt und mit deinem Sohne, um ihn in jeder Hinsicht auf den geraden Weg zu leiten. [...]“.*<sup>365</sup>

In einem langen Brief an seinen Sohn Ahron und dessen Ehefrau Frumet thematisiert Chanoch Hammerschlag das religiöse Studium:

*„[...] un´ du weist, des es uns ein groser Kummer wen andere solen Briefe haben schir ale Woche, un´ mir in 8 oder 10 Wochen kaum ein mal, un´ das mal as du schreibst, is es ein scheis briwel von 5 oder 6 Zeilen. kanst mir nit ein Ausrede geben, du lernst aso ernstlich, das du dich nit willst aso vil saumen, das du schreiben kanst. das weis ich wol, das es nit war is, das mag wol sein: vor mischkeln [Geldgeschäfte ausführen] hest vielleicht nit der weil. selt ich aber das gewist haben, un´ wen mir dein schwer [Schwiegervater] selt all sein Vermögen gegeben haben, welt dich nit hin geben haben. dein schwer hat mir anders zugesagt zu der Hochzeit: er will mit dir lernen, das du in kaum zwei Jahren ein morenu nit aus der weg gen solst. hiz hastu gelernt mischkeln Tag und Nacht, (hab dich nit gezogen zun mischkeln), fercht mich, das dich G. g. s. e.<sup>366</sup> nit sol strafen wegen Vernachlässigung des Thorastudiums. der halben, mein lieber Sohn, schreib*

---

<sup>363</sup> Keil, Kinderlehrer, S. 141.

<sup>364</sup> Katz, Tradition, S. 187.; Breuer/Graetz, Tradition, S. 177f.

<sup>365</sup> Meir Epstein an Löb Sarel Gutmans. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 45B, S. 93.

<sup>366</sup> Abkürzung für „Gott gelobt sei er“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

ich dir da, un' mein ganzen wilen un' meinung, das du mir nit anders solst ton un' solst her kumen lernen. is noch nit zeit mit dir, zu handeln, den ich es *ganz und gar* nit will leiden, das du drumeln [Geldgeschäfte ausführen] solst, den ich will dir halten den besten *Lehrer*, den ich in Prag bekumen kan, [...]“.<sup>367</sup>

Der Brief zeigt deutlich, dass das religiöse Studium und die Gelehrsamkeit zentrale Punkte im Leben eines jungen Mannes waren. Vor allem lässt sich die Enttäuschung des Vaters über die Entwicklung seines Sohnes herauslesen. Dieser hatte offenbar entgegen dem Willen des Vaters Geldgeschäfte dem religiösen Studium vorgezogen. Auch das Versprechen des Schwiegervaters, Ahron zu einem „morenu“ zu machen, wurde offenbar nicht eingehalten. Der Titel „morenu“ ist ein Gelehrtentitel, den Männer nach Abschluss des Talmudstudiums in der Jeschiwa – der Talmudschule – erhalten.<sup>368</sup> Der Weg zur Erlangung von religiöser Gelehrsamkeit führte jüdische Knaben bereits im Mittelalter wie auch noch heute üblicherweise ab dem 12. und 13. bis etwa zum 25. Lebensjahr in die Jeschiwa, welche das Talmudstudium in institutionalisierter Form darstellt. Solche Talmudschulen wurden von Rabbinern geleitet und waren damals wie heute Orte des gemeinsamen Studiums und der Diskussion halachischer Texte.<sup>369</sup> Jeschiwot berühmter Gelehrter stellten für junge Männer das höchste Maß an intellektueller Ausbildung bereit – die Schüler kamen meist aus mehreren verschiedenen Gemeinden, bisweilen sogar von weither.<sup>370</sup> Eine Jeschiwa wird im Brief zwar nicht ausdrücklich erwähnt, es ist aber durchaus möglich, dass der Schwiegervater Ahrons eine solche in seinem Haus in Wien führte.

Die Ausbildung in der Jeschiwa wurde und wird in drei Etappen unterteilt, von welchen der Abschluss der dritten Etappe und der gesamten Ausbildung mit der Verleihung des Titels „Morenu ha-Raw“ verbunden war. Der Titel stellt die Vollmacht dar, halachische Fragen zu entscheiden und alle sonstigen Aufgaben eines Rabbiners insbesondere in eherechtlichen Belangen auszuführen.<sup>371</sup>

---

<sup>367</sup> Chanoch, Sohn des Israel Hammerschlag, an seinen Sohn Ahron und seine Schwiegertochter Frumet. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 3A, S. 7-14, hier S. 8f.

<sup>368</sup> Vgl. Katz, Tradition, S. 196.

<sup>369</sup> Martha Keil, „Führer, Richter und Lehrer in Israel“. Zur Bedeutung des Talmudstudiums im spätmittelalterlichen Aschkenas. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 13 (2007).

<sup>370</sup> Katz, Tradition, S. 195.

<sup>371</sup> Keil, Führer, S. 5. „Morenu ha-Raw“ bedeutet wörtlich übersetzt „unser Lehrer, der Rabbiner“.; Vgl. Katz, Tradition, S. 196.

## 4.2.7 WIRTSCHAFTLICHE TÄTIGKEIT: Berufe

Die berufliche Tätigkeit bestimmte das alltägliche Leben und war in vielen Fällen auch der Grund dafür, dass die Adressaten der Briefe überhaupt unterwegs waren. Explizit werden Berufe nur in einigen Briefen erwähnt, meist erfährt man über die wirtschaftliche Tätigkeit nebenbei oder indirekt.

Wie schon erwähnt, gehörten die einzelnen Personen und Familien rund um die Briefe zur sozialen Oberschicht. Viele davon waren sicher auch im Besitz einer Hofbefreiung.<sup>372</sup> Diese Privilegierung stand in direktem Zusammenhang mit ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit und -bereitschaft für den Herrscher und war mit dem Ausbau des rechtlichen und sozialen Status verbunden. Ein direkter Hinweis auf eine Hofbefreiung findet sich im Brief des Benjamin Wolf an seine Tochter Gutrud und deren Mann Israel Auerbach:

„[...] un´ Lipman mit den schwager sein dem keiser nach gezogen ken Pass(au) [...]“.<sup>373</sup>

Ein zentraler Punkt, der zu einer Hofbefreiung gehörte, war das Nachreiserecht bei Verlegung des Hofstaates etwa zu Reichstagen und die Abgabefreiheit beim Handel während dieser Reisen.<sup>374</sup> In diesem Fall waren Lipman und sein Schwager offenbar dem Kaiser (Ferdinand II.) nach Passau nachgereist, wo er sich – auf der Rückreise von der Krönung in Frankfurt am Main – am Weg nach Wien befand.<sup>375</sup>

### 4.2.7.1 Handel und Geldleihe

Jene Tätigkeiten, die über das Mittelalter hinaus wichtige Einkommensquellen für Juden darstellten – der Handel und die Geldleihe<sup>376</sup> – werden einige Male thematisiert. Chanoch Hammerschlag betont etwa, dass das religiöse Studium wichtiger sei als das Erlernen von Geldgeschäften, trotzdem besteht der Großteil seines Briefes aus Ratschlägen für die Geschäftstätigkeit seines Sohnes. Er äußert seinen Unmut darüber, dass der Sohn den Geldverleih nicht so betrieben hat, wie er es ihm offenbar beigebracht hatte:

---

<sup>372</sup> Ausführlich zu Hofbefreiungen siehe Kapitel 2.1, S. 17, Anm. 65.

<sup>373</sup> Benjamin Wolf an seine Tochter Gutrud und deren Mann Israel Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 8B, S. 27-28, hier S. 28.

<sup>374</sup> Staudinger, Gnaden, S. 23.

<sup>375</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. 28, Anm. 4.

<sup>376</sup> Vgl. Katz, Tradition, S. 54.

„[...] hab mich wol lang der vir gefeucht, wie wol ich dirs ver boten hab, das du on *Pfand* nischt solst leien, fercht mich, hast dich an mir nischt gekert [gehalten]. hastu anders on *Pfand* epes gelihen, hast ser ibel gehandelt [...]“.<sup>377</sup>

Dieses Zitat macht einen Aspekt hinsichtlich der Berufsausbildung deutlich: Chanoch Hammerschlag war selbst in der Geldleihe tätig und hatte seinem Sohn offenbar praktische Regeln des Geschäfts beigebracht. Die Vermittlung von Fachwissen als „Berufsausbildung“ war meist eine innerfamiliäre Angelegenheit, eine offizielle Ausbildung war nicht üblich. Durch praktische Erfahrung und Unterweisung durch einen bereits geübten Berater wurde das nötige Wissen zur Durchführung von Geschäften erworben.<sup>378</sup>

Ahron Hammerschlag lernte die Praxis des Geschäfts von seinem Vater und war offenbar selbständig in Wien als Geldleiher tätig. Er arbeitete aber auch mit seinem Vater zusammen und erledigte Geschäftsangelegenheiten für ihn:

„[...] *Ferner*, was an belangen is den *Schuldschein* von den Jans Unger, das ich dir gelasen hab, wen du gute gelegen keit hast, das du mir in kanst schiken, so schik mir in, den ich bin bezalt geworden bis auf 20 schok [böhmische Währung] un´ mus im sein schuld briw zu stelen. der halben schik mir in, das er mir an kumt. [...]“.<sup>379</sup>

Der Brief zeigt, was neben dem von Chanoch Hammerschlag betonten Ideal der Erlangung religiöser Gelehrsamkeit die Lebensrealität seines Sohnes und eines großen Teiles der jüdischen Gesellschaft bildete: Die Geldgeschäfte als notwendige Erwerbstätigkeit, mit welcher der Lebensunterhalt für sich selbst und das Familieneinkommen gesichert werden musste.<sup>380</sup>

Auch Sarel erwähnt in einem Brief an ihren Mann in Zusammenhang mit der schwierigen wirtschaftlichen Lage der Zeit seine offenbar gelegentliche Tätigkeit im Darlehensgeschäft:

---

<sup>377</sup> Chanoch, Sohn des Israel Hammerschlag, an seinen Sohn Ahron und seine Schwiegertochter Frumet. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 3A, S. 7-14, hier S. 9.

<sup>378</sup> Katz, Tradition, S. 186.

<sup>379</sup> Chanoch, Sohn des Israel Hammerschlag, an seinen Sohn Ahron und seine Schwiegertochter Frumet. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 3A, S. 7-14, hier S. 10.

<sup>380</sup> Vgl. Staudinger, Dörffer, S. 225.

„[...] was sol ich ton? hab mich gewunden as ein wurum, e ich hab welen epes ver setzen in aso ein zeit. [...] man mus esen, das gesind will esen, sei man karg wie man will, man mus fort gelt haben. hab ebig gewart, hab jo ver meint selst haben ein *Darlehensgeschäft* gemacht [...] izundert hab ich gesehn as es nit is, hab wol musen ver setzen, was ich gehat hab, [...]“.<sup>381</sup>

Ebenfalls geht aus dem Zitat hervor, dass Sarel, die sich offenbar in einer finanziellen Notlage befand, selbst ein Darlehen auf Pfand angenommen hatte. Jüdische Frauen in Sarels Epoche waren durchaus auch geschäftlich tätig, allerdings nicht mehr so häufig wie im Mittelalter und im Spätmittelalter. In jener Zeit waren sie oft in die Geschäfte ihrer Ehemänner eingebunden und mussten die Versorgung der Familie übernehmen, insbesondere wenn der Mann ein Gelehrter war und sich großteils der geistigen Arbeit des religiösen Studiums widmete.<sup>382</sup>

In der Epoche der Frühen Neuzeit erforderte die wirtschaftliche Tätigkeit des Mannes im Handel oder in der Geldleihe häufig weite Geschäftsreisen. Wie am Beispiel Sarels ersichtlich, fand sich die Ehefrau im Falle der Abwesenheit des Mannes in der Situation wieder, das Haus zu hüten, für den Unterhalt der Familie zu sorgen und gegebenenfalls auch die Geschäfte des Mannes vor Ort weiterzuführen.<sup>383</sup>

Wie Michael Toch dargelegt hat, war das weibliche Unternehmertum in der Frühen Neuzeit aber maßgeblich von Witwen geprägt.<sup>384</sup> Trotzdem gab es immer wieder auch verheiratete Frauen, die eigenständig und erfolgreich im Geschäftsleben – etwa im Handel – tätig waren oder an den alltäglichen geschäftlichen Angelegenheiten ihrer Männer Anteil hatten.<sup>385</sup> Als Paradebeispiele selbständiger jüdischer Geschäftsfrauen in der Frühen Neuzeit gelten die Wiener Hofjüdin Gertraud Munk und vor allem die Hamburger Kauffrau Glikl. Beide traten als selbständige Geldleiherinnen, Handels- und Kauffrauen auf, sind jedoch klar als Ausnahmerecheinungen anzusehen.<sup>386</sup>

In demselben Brief der Sarel wird erwähnt, dass ihr Mann in Linz gesehen wurde, was höchstwahrscheinlich bedeutet, dass er den Linzer Jahrmarkt besucht hatte. Die Linzer

---

<sup>381</sup> Sarel, Tochter des Moses, an ihren Mann Löb Sarel Gutmans. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 45A, S. 89-92, hier S. 91.

<sup>382</sup> Vgl. Barbara Staudinger, „Gantze Dörffer voll Juden“. *Juden in Niederösterreich 1496 - 1670* (= *Geschichte der Juden in Niederösterreich von den Anfängen bis 1945*, Bd. 2), Wien 2005, S. 225.

<sup>383</sup> Ebd.

<sup>384</sup> Michael Toch, *Jüdische Unternehmerinnen im 16. und 17. Jahrhundert: Wirtschaft und Familienstruktur*. In: Monika Richarz (Hg.), *Die Hamburger Kauffrau Glikl. Jüdische Existenz in der Frühen Neuzeit*, Hamburg 2001, S. 255-267, hier S. 257.

<sup>385</sup> Toch, *Unternehmerinnen*. In: Richarz (Hg.), *Kauffrau*, S. 255-267, hier S. 258.

<sup>386</sup> Vgl. Staudinger, *Dörffer*, S. 225f.; Ausführlich zur Hamburger Kauffrau Glikl Bertha Pappenheim (Hg., *Übersetzung*), *Die Memoiren der Glückel von Hameln*, Weinheim 2005.; Monika Richarz (Hg.), *Die Hamburger Kauffrau Glikl. Jüdische Existenz in der Frühen Neuzeit*, Hamburg 2001.

Juden waren im Jahr 1420, wie alle Juden des Herzogtums Österreich, vertrieben worden. Ab dem Jahr 1494 war es auswärtigen Juden jedoch wieder gestattet, die Linzer Jahrmärkte zu besuchen.<sup>387</sup> Wirtschaftlich war Linz wegen des Donauhandels von großer Bedeutung, die beiden Jahrmärkte der Stadt hatten den Rang internationaler Messen.<sup>388</sup> Sarels Mann war somit höchstwahrscheinlich auch im Handel und als Kaufmann auf den großen Messen beschäftigt, die zu einem Mittelpunkt jüdischer Wirtschaftstätigkeit wurden.<sup>389</sup>

Der Handel stellte weiterhin ein wichtiges wirtschaftliches Betätigungsfeld für Juden dar. Nicht nur auf den Messen gestaltete sich dieser in der Frühen Neuzeit zunehmend vielseitiger. Das Warensortiment wurde insgesamt vielfältiger und um importierte Luxusgegenstände aus fernen Ländern erweitert. Juden besaßen zunehmend ihre eigenen Läden und Geschäfte – in Kapitel 2.2 war bereits von den Handelsgewölben der Wiener Juden die Rede – welche das ganze Jahr über allen Kunden offen standen.<sup>390</sup>

#### 4.2.7.2 Medizin und Heilkunde

Auch der Arztberuf wird in einem Brief erwähnt. Dr. Ahron Maor-Katan Lucerna stammte offenbar ursprünglich aus Prag, war dort im November 1619 als Arzt tätig und schreibt an seine Frau Resel in Wien.

Die Tätigkeit als Mediziner war in jüdischen Kreisen bereits im Mittelalter ein Beruf, der zur Tradition einer Familie gehörte. Im Laufe der Zeit entstanden Familiendynastien von Medizinern.<sup>391</sup> Dies gilt wahrscheinlich auch für die Familie von Ahron Maor-Katan Lucerna, dessen Vater Moses ebenso Arzt war.<sup>392</sup>

Der Ausbildungsweg des Arztes Ahron lässt sich aus dem Brief nicht eruieren, er scheint aber den Doktorgrad besessen zu haben. Sofern dies auf eine akademische Ausbildung schließen lässt, hatte er diese jedenfalls an keiner deutschen Universität erlangen können, da jüdischen Studenten der Zugang zu diesen bis ins zweite Drittel des 17. Jahrhunderts verwehrt geblieben war. Juden, die bis dahin als akademisch gebildete Ärzte – im Gegensatz zu Nicht-Akademikern mit dem Status von Wundärzten – im aschkenasischen Raum tätig waren, hatten an ausländischen Universitäten studiert. Ab dem frühen 16. Jahrhundert stand jüdischen Studenten die Universität im italienischen Padua offen. An der dortigen medizinischen Fakultät, welche einen sehr guten Ruf hatte, durften Juden nicht

---

<sup>387</sup> Maimon (Hg.), *Germania Judaica* III/1, S. 753.

<sup>388</sup> Maimon (Hg.), *Germania Judaica* III/1, S. 752.

<sup>389</sup> Siehe dazu Breuer/Graetz, *Tradition*, S. 131f.

<sup>390</sup> Staudinger, *Zeit*. In: Brugger, Keil, Lichtblau, Lind, Staudinger, *Geschichte*, S. 229-337, hier S. 270ff.; Katz, *Tradition*, S. 55.

<sup>391</sup> John M. Efron, *Medicine and the German Jews. A History*, New Haven/London 2001, S. 34.

<sup>392</sup> Dies geht aus Brief Nr. 1 (S. 1-3) hervor: Mirjam, Tochter des Arztes Ahron Maor Katan schreibt an ihre Schwägerin Resel, Frau des Dr. Ahron Maor Katan.

nur studieren, sondern auch lehren.<sup>393</sup> Ab dem 17. Jahrhundert bot auch die Universität in Leiden (Holland) jüdischen Studenten die Möglichkeit, eine wissenschaftliche medizinische Ausbildung zu erlangen.<sup>394</sup>

Akademisch gebildete Ärzte machten zu Beginn des 17. Jahrhunderts in den Städten des Deutschen Reiches aber nicht den Großteil der jüdischen Heilkundigen aus. Weitaus höher war der Anteil von Nicht-Akademikern mit dem Stand von Wundärzten.<sup>395</sup> Diese erlangten praktische Fertigkeiten, Kenntnisse und das Wissen um die Heilkunst meist in einer mehrjährigen Lehrzeit bei ihren Vätern, Familienmitgliedern oder anderen „Meistern“.<sup>396</sup> Manche erlangten ihre Ausbildung eventuell auch in einer der jüdischen Medizinschulen, die es in Süditalien und auch in Spanien gab.<sup>397</sup> Theoretisches medizinisches Wissen war den Wissbegierigen in Form von talmudischen Texten und in hebräischen Übersetzungen der klassischen Schriften (griechische, römische und arabische Werke) zugänglich.<sup>398</sup>

Warum Ahron Maor-Katan seinen Beruf zu dieser Zeit in Prag ausübte, wird nicht erläutert, jedoch spielte wahrscheinlich die Größe der Prager jüdischen Gemeinde – hier lebten um das Jahr 1600 bereits etwa 6000 Juden<sup>399</sup> – eine ausschlaggebende Rolle. Diese garantierte für einen Arzt mit Sicherheit mehr Beschäftigung und Verdienst als die relativ kleine, offiziell noch nicht anerkannte Wiener Gemeinde, die im Jahr 1614 aus 44 Familien bestand.<sup>400</sup>

Ahron Maor-Katan schreibt an seine Frau:

„[...] wie wol ich bin hie gar wol gehalten von der ganz *Gemeinde b. F. E.*<sup>401</sup>  
un´ beste *G.I.*<sup>402</sup> gar wol. [...]“.<sup>403</sup>

---

<sup>393</sup> Markus J. Wenninger, Zur Promotion jüdischer Ärzte durch Kaiser Friedrich III. In: J. Friedrich Battenberg/Markus J. Wenninger (Hg.), *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 5 (1995), Wien/Köln/Weimar 1995, S. 413-424, hier S. 418.

<sup>394</sup> Vgl. Noline Hortzitz, *Der „Judenarzt“*. Historische und sprachliche Untersuchungen zur Diskriminierung eines Berufsstands in der frühen Neuzeit (= *Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik* Bd. 7), Heidelberg 1994, S. 17ff.; Vgl. Efron, *Medicine*, S. 45.

<sup>395</sup> Hortzitz, „Judenarzt“, S. 19.

<sup>396</sup> Hortzitz, „Judenarzt“, S. 19.; Vgl. Keil, *Kinderlehrer*.

<sup>397</sup> Wenninger, *Promotion*. In: Battenberg/Wenninger (Hg.), *Aschkenas* 5, S. 413-424, hier S. 418.

<sup>398</sup> Hortzitz, „Judenarzt“, S. 19.; Vgl. Efron, *Medicine*, S. 34.

<sup>399</sup> Breuer/Graetz, *Tradition*, S. 89.

<sup>400</sup> Ebd.

<sup>401</sup> Abkürzung für „es behüte sie ihr Fels und Erlöser“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, S. XIII-XIV.

<sup>402</sup> Ebd., Abkürzung für „Gottlob“.

<sup>403</sup> Dr. Ahron Maor-Katan Lucerna an seine Frau Resel. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 2, S. 4-7, hier S. 5.; Siehe dazu Kaufmann, *Vertreibung* S. 24f.

Er berichtet von seinem gesellschaftlichen Erfolg und von der guten Stellung innerhalb der Gemeinde, die neben dem Arztberuf sicher auch auf seiner rabbinischen Gelehrsamkeit beruhte.<sup>404</sup> Wie bereits in Kapitel 4.2.6 ausgeführt, besaß Bildung innerhalb der jüdischen Gesellschaft traditionell einen sehr hohen Stellenwert – der Arztberuf war somit aufgrund des hohen Bildungsgrades grundsätzlich ein sehr angesehener Beruf.<sup>405</sup>

Ebenso erwähnt Ahron Maor-Katan seinen wirtschaftlichen Erfolg. Die Größe und die Blütezeit der Prager Gemeinde in jener Epoche wirkten sich auf das Einkommen des Arztes wohl recht positiv aus. Der Verdienst von jüdischen Medizinern im 17. Jahrhundert war teils beachtlich, die Gehälter konnten natürlich aber je nach Größe und Wohlstand der jeweiligen Gemeinde weit auseinander liegen. Den Großteil ihres Lebensunterhaltes verdienten die Ärzte jedoch nicht in ihrem kommunalen Tätigkeitsbereich, sondern mit Zusatzgebühren, die sie von ihren betuchteren Patienten einforderten.<sup>406</sup>

Weiters schreibt Ahron Maor-Katan:

„[...] ich hab gar vil zu ton unter *Juden und Christen* [...], ich hab mir musen ein *Pferd* nehmen, as ich nit kann ales der lafen. ich reit ale zeit *frühmorgens* aus un´ kum selten u[n]ter] 21 oder 22 ur<sup>407</sup> aheim zum esen, ich hab kaum der weil as ich esen kan. [...]“<sup>408</sup>

Dieses Zitat verdeutlicht, dass jüdische Ärzte in der Regel sowohl jüdische als auch christliche Patienten behandelten. Einen christlichen Patientenkreis zu gewinnen dürfte aufgrund der latent vorhandenen Judenfeindlichkeit innerhalb der christlichen Bevölkerung nicht immer einfach gewesen sein.<sup>409</sup> Andererseits gibt es viele Belege, dass ebenso die nicht-jüdische Bevölkerung die medizinische Versorgung ortsansässiger, aber auch reisender jüdischer Ärzte in hohem Maße beanspruchte. Mancherorts bevorzugte die christliche Bevölkerung scheinbar sogar die Behandlung durch jüdische Mediziner.<sup>410</sup>

---

<sup>404</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. 4, Anm. 1.

<sup>405</sup> Vgl. Wolfgang Treue, *Verehrt und angespien: Zur Geschichte jüdischer Ärzte in Aschkenas von den Anfängen bis zur Akademisierung*. In: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 21 (2002), S. 139-203, hier S. 167.

<sup>406</sup> Efron, *Medicine*, S. 39.

<sup>407</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. 5f, Anm. 10: „Die mittelalterliche Stundenzählung von 1 bis 24, wie sie das Ziffernblatt der Prager Rathausuhr noch heute zeigt, begann mit Sonnenuntergang. Demnach entspricht 21 oder 22 Uhr im November zwei oder drei Uhr Nachmittag unserer Tageszeit.“

<sup>408</sup> Dr. Ahron Maor-Katan Lucerna an seine Frau Resel. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 2, S. 4-7, hier S. 5f.

<sup>409</sup> Vgl. Treue, *Geschichte*. In: WmM 21 (2002), S. 139-203, hier S. 172.

<sup>410</sup> Hartzitz, „Judenarzt“, S. 13f.; Ebd.: „In Köln beispielsweise wurden, wie die Ratsprotokolle der entsprechenden Jahre ausweisen, zwischen 1648 und 1667 mindestens 310 Bürger und Bürgerinnen von drei jüdischen Ärzten behandelt, die regelmäßig aus Deutz, Mühlheim und Rodenkirchen in die Stadt kamen. Das ist eine beachtlich hohe Zahl, wenn man bedenkt, dass Köln mit Heilkundigen christlichen Glaubens gut

Einen Grund für diese Beliebtheit der jüdischen Ärzte sieht Nicoline Hartzitz in ihrer Qualifikation. Im Gegensatz zu ihren christlichen Konkurrenten waren die jüdischen Mediziner oft theoretisch (Diagnosestellung) und praktisch (Therapie) ausgebildet und tätig. Die angewandte Medizin erlernten auch die „Studierten“ oft bei praktizierenden Ärzten, häufig bei ihren Vätern, die selbst als Wundärzte tätig gewesen waren.<sup>411</sup>

In der christlichen Heilkunst hatte sich jedoch durch die Gründung der Universitäten die Herauslösung der theoretischen Medizin aus den Handwerkskünsten in Gang gesetzt. Mit der Spaltung der Medizin kam es zu einer personellen und sozialen Trennung des gelehrten, akademisch gebildeten Arztes vom handwerklich geschulten Wundarzt. Der gelehrte Arzt (*medicus, physicus*) übernahm somit die Diagnosestellung und das „*consilium*“, der Wundarzt (*chirurgus*) führte die Ratschläge in Wundbehandlungen und Operationen durch.

Als einen weiteren Faktor für die Beliebtheit der jüdischen Mediziner nennt Nicoline Hartzitz das „psychologische Moment“. Die Juden als Andersgläubige besaßen in der christlich geprägten Gesellschaft den „Nimbus des Mysteriösen“. Der Glaube an besondere magische, fremde Kenntnisse und Fähigkeiten mag viele Christen zu jüdischen Heilkundigen geführt haben.<sup>412</sup>

#### 4.2.7.3 Anstellung in wohlhabenden Haushalten

Die Briefe enthalten viele Male den Hinweis auf die „jüdische Arbeiterklasse“.<sup>413</sup> Dazu zählen die häufig erwähnten Angestellten, die sich nur dementsprechend gut situierte Familien für ihren Haushalt leisten konnten. Für Wien gibt es einige Belege über jüdische Frauen, die als Dienerinnen oder Köchinnen in wohlhabenderen Haushalten tätig waren. Ebenso konnten jüdische Männer als Dienstboten bei einer Familie angestellt sein.<sup>414</sup> Beispielhaft sei hier ein gewisser Schalom erwähnt, der als Diener in Wien tätig war. Seine Eltern sorgten sich offenbar sehr um sein Benehmen und Ansehen:

„[...] as du schreib, du bist zu friden mit dein *Herrn*, es is mir ser lib, aber du hast nit geschriben, as sie sein mit dir zu friden, drum bit ich dich, ver halt dich un´ sei getrei, un´ dein mem hat dich ach gebeten, du solst dich ver

---

versorgt war. [...] In Frankfurt/M. war im 16. und 17. Jahrhundert der Konkurrenzdruck so stark, dass die Vertreter des offiziellen christlichen Medizinalwesens massive Maßnahmen ergriffen, um die Praxis jüdischer Ärzte zu behindern.“

<sup>411</sup> Hartzitz, „Judenarzt“, S. 13f.

<sup>412</sup> Ausführlich zu den möglichen Motiven christlicher Patienten, jüdische Ärzte aufzusuchen: Hartzitz, „Judenarzt“, S. 13-23.

<sup>413</sup> Katz, Tradition, S. 59.

<sup>414</sup> Staudinger, Dörffer, S. 227.

halten mit al der welt, as kein klag nit iber dich kumt, sie will dir zu lon ein  
schen hemd machen. [...]“.<sup>415</sup>

#### 4.2.7.4 Gemeindeinterne Berufe

Gemeindeinterne Berufe werden in den Briefen ebenso erwähnt. Exemplarisch sei hier Chiskia ben Ascher Horowitz angeführt, der später Gemeindediener (*Schammasch, Mesner*) in Prag war.<sup>416</sup>

Der Gemeindediener ist ein Amtsdieners mit Funktionen bei Gericht und in der Verwaltung. Am jüdischen Gericht kam ihm die Stellung eines unverletzlichen Richterboten oder eines Richter-Stellvertreters zu. Ebenso war der *Schammasch* für die Beglaubigung hebräischer Urkunden bei christlichen Gerichten sowie des Pentateuchs für den Judeneid<sup>417</sup> zuständig. Die Ablegung eines Eides sowie Siegelberufe fanden ebenfalls unter Beteiligung des Amtsdieners statt, der auch als Amtsschreiber tätig sein konnte. In seiner Funktion als „Schulklopfer“ rief der *Schammasch* zweimal täglich die Männer zum Gebet in die Synagoge oder auch zu Versammlungen, indem er durch die Straßen ging und mit einem Holzschläger an die Haustüren klopfte.<sup>418</sup>

Zusätzlich übernahm Chiskia ben Ascher die Funktion eines Privatlehrers, womit er sich offenbar seinen Lebensunterhalt finanzierte:

„[...] *Meine Lage is ser schwer derzeit, betreffs Unterrichtes hab eine Vereinbarung getroffen mit Wolf [...] und seinem Schwiegersohn Salomo [...], geben mir 16 Gulden ein Semester un' haben mir der laubt zu nehmen*

---

<sup>415</sup> Isak ben Schalom Gregor an seinen Sohn Schalom, Diener bei Selkel. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 39, S. 79-80, hier S. 79.

<sup>416</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. 82, Anm. 1.

<sup>417</sup> Zum Folgenden siehe Walter Röll, Zu den Judeneiden an der Schwelle der Neuzeit. In: Alfred Haverkamp (Hg.), Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Stuttgart 1981, S. 163-204, hier S. 164: „Judeneide sind von christlichen Amtspersonen aufgesetzte Eideszeremonien und Eidesformulare, die gewährleisten sollten, dass die durch den Schwur bekräftigte Aussage eines Juden der Wahrheit entsprach. Das juristische Problem lag vor allem darin, dass der Schwörende einen Gott zum Zeugen aufrief und oft einen heiligen Gegenstand berühren sollte, deren Heiligkeit für den christlichen Richter und die christliche Gegenpartei nicht gegeben war.“ In der Rechtslehre war der Judeneid häufig mit demütigenden und entehrenden Zeremonien sowie mit langen und schweren Selbstverfluchungsformeln verbunden (beispielsweise mit der Vorschrift, beim Vollzug des Eids barfuß auf einer blutigen Schweinshaut stehen zu müssen). Michael Toch entlarvte in seinem Beitrag zur Disziplinierung in den jüdischen Gemeinden des Spätmittelalters, dass diese sonderbaren und abstoßenden Eidformen in der Rechtspraxis so gut wie nie angewendet wurden und einen Teil des theoretischen antijüdischen Diskurses bilden. Siehe dazu: Michael Toch, Mit der Hand auf der Thora: Disziplinierung als internes und externes Problem in den jüdischen Gemeinden des Spätmittelalters. In: Gerhard Jaritz (Hg.), Disziplinierung und Sachkultur in Mittelalter und Früher Neuzeit, Wien 1998, 155-168.

<sup>418</sup> Keil, Gemeinde. In: Brugger u. a., Geschichte, S. 15-122, hier S. 50.

*den Sohn des R. Mosche Nulmes F. m. i.*<sup>419</sup>, gibt mir auch 2 Dukaten, ferner 3 Goldgulden von R. Lipman [...]“.<sup>420</sup>

#### 4.2.8 MATERIELLE KULTUR: Objekte des Alltags

Zum Alltag vergangener oder gegenwärtiger Zeiten gehört in hohem Maße auch das Materielle. Wie in den einleitenden Ausführungen zur Realienkunde bereits erwähnt, bildet die Welt des Gegenständlichen<sup>421</sup> ein zentrales Quellenmaterial, welches Zeugnis über das menschliche Leben einer vergangenen Epoche ablegt.

Materielle Objekte – zum Großteil Kleidungsstücke – werden in den Briefen zwar nicht sehr oft, aber doch einige Male erwähnt. Der rege Austausch von Gegenständen zwischen den Prager und den Wiener Juden und Jüdinnen wird deutlich.<sup>422</sup> Meist handelt es sich dabei um Stoffe, vereinzelt auch um Bücher.

##### 4.2.8.1 Gebetbücher

Das jüdische Leben war – wie schon einige Male erwähnt – besonders in der Frühen Neuzeit religiös bestimmt. Was auch heute noch für orthodoxe Kreise gilt, war in das Leben der Juden jener Epoche fest eingebunden: Traditionen, Ritualgebote, Gebete und Segenssprüche.<sup>423</sup>

Die religiöse Literatur in Form von Gebetbüchern – *Siddurim* und *Machsorim* – war in diesem Zusammenhang sehr wichtig und wohl ein fixer Bestandteil jedes Haushaltes. Den Büchern kam gleichsam die Funktion von Nachschlagewerken oder Leitfäden zu, in denen die Gebete und Segenssprüche für den Alltag wie auch die liturgischen Regeln für Feste innerhalb des Jahres- und Lebenszyklus enthalten waren.

Mit dem Wort „Siddur“ wird das jüdische Gebetbuch für den Alltag bezeichnet. Es enthält Texte für den synagogalen Gebrauch wie etwa Morgen-, Mittag- und Abendgebet sowie Einzelgebete für teils gottesdienstlichen und teils privaten Gebrauch. Dazu gehören *Berachot* (Segens- oder Dankformeln)<sup>424</sup> für das Anlegen der *Tefillin* (Gebetsriemen),<sup>425</sup> anlässlich von Reisen, bei Naturereignissen wie Gewittern und bei vielen anderen

---

<sup>419</sup> Abkürzung für „Friede mit ihm“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, S. XIII-XIV.

<sup>420</sup> Chiskia ben Ascher Horowitz an seinen Schwiegervater Abraham. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 41, S. 82-84, hier S. 83f.

<sup>421</sup> Dirlmeier, *Alltag*. In: *Mensch und Objekt*, S. 157-180, hier S. 157.

<sup>422</sup> Hödl, *Briefe*. In: Hödl/Keil (Hg.), *Familie*, S. 51-77, hier S. 58.

<sup>423</sup> Vgl. Nachum T. Gidal, *Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*, Gütersloh 1988, S. 96.

<sup>424</sup> Siehe Glossar.

<sup>425</sup> Siehe Glossar.

Anlässen. Das Tischgebet und weitere Gebete für besondere Anlässe (Trauung, Beschneidung, Beerdigung) finden sich ebenfalls im Siddur.<sup>426</sup>

Im Unterschied zum „Siddur“ bezeichnet „Machsor“ im aschkenasischen Ritus das Gebetbuch für die Feiertage. Das Buch ist ein Kompendium des religiösen Lebens innerhalb des Jahreszyklus und enthält die liturgischen Regeln, Schriftvorlesungen für die Festtage und eine große Zahl von *Pijutim* (religiöse Gedichte).<sup>427</sup>

Bei den vereinzelt Erwähnungen der Bücher in den Briefen wird klar, dass diese von Prag nach Wien geschickt wurden bzw. geschickt werden sollten. Dies steht wahrscheinlich in Zusammenhang damit, dass Prag als jüdisches Zentrum der Frühen Neuzeit auch sehr bedeutend in der Tradition der hebräischen Buchdruckerei war.<sup>428</sup> Chanoch Hammerschlag erwähnt ein Gebetbuch für seine Schwiegertochter:

„[...]den sidur kann man mit nimant schiken. also bald as man wert zihen will ich dein weib schiken. [...]“.<sup>429</sup>

Ebenso erwähnt Chiskia ben Ascher in dem Brief an seinen Schwiegervater Abraham einen „diken sidur“<sup>430</sup> und ein „*kleines sidur*“.<sup>431</sup>

Henele schreibt in dem Brief an ihre Schwester und deren Mann, dass sie sich wundert, warum ihr Neffe „[...] R. Moscheh nit schikt das gelt vor mein machsor ich im geschikt hab.“<sup>432</sup>

In einem zweiten Brief wendet sie sich direkt an ihre Neffen und die Nichte und schreibt:

„[...] un' du R. Mosheh wonst jo *im Hause* neben Bela Chajim Schames, host jo gewist, as Resel s. l. her zicht, hest mir das *Geld für das machsor* mit im kenen schiken.“<sup>433</sup>

---

<sup>426</sup> Siehe dazu Döpp, Siddur. In: Schoeps (Hg.) Lexikon, S. 761f.

<sup>427</sup> Siehe dazu Dode, Machsor. In: Schoeps (Hg.), Lexikon, S. 537.

<sup>428</sup> In die kulturelle Blütezeit der Renaissance fällt die Inbetriebnahme einer der ersten hebräischen Buchdruckereien im Jahre 1512.; Vgl. Vogt, Prag. In: Schoeps, Lexikon, S. 669f.

<sup>429</sup> Chanoch, Sohn des Israel Hammerschlag, an seinen Sohn Ahron und seine Schwiegertochter Frumet. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 3A, S. 7-14, hier S. 13.

<sup>430</sup> Chiskia ben Ascher an seinen Schwiegervater Abraham. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 41, S. 82-84, hier S. 82.

<sup>431</sup> Ebd., S. 84.

<sup>432</sup> Henele, Tochter des Abraham ha-Levi Heler, an ihre Schwester Bona und deren Mann Simon Wolf Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 6A, S. 18-21, hier S. 19.

<sup>433</sup> Henele an die Kinder ihrer Schwester Moses, Meir und Chaja. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 6B, S. 22-24, hier S. 23.

Dass Chanoch Hammerschlag explizit seiner Schwiegertochter ein Gebetbuch schickt, ist ein direkter Hinweis darauf, dass sie lesen konnte. Nicht erwähnt wird jedoch die Sprache, in der das Gebetbuch verfasst war. Fest steht, dass Frauen und auch manche Männer aus unteren Schichten des Hebräischen oft nicht mächtig waren und sich so der Brauch entwickelte, in der Umgangssprache zu beten. Dementsprechend wurden Gebetbücher auch in der Umgangssprache abgefasst.<sup>434</sup>

Schon im mittelalterlichen aschkenasischen Raum wurden religiöse Zeremonien im Haus oftmals in der Umgangssprache abgehalten, was als Beleg dafür gilt, dass Frauen die hebräische Sprache nicht beherrschten.<sup>435</sup> Avraham Grossman betont jedoch den Unterschied zwischen einer einfachen, vielleicht alltagsgebräuchlichen Form des Hebräischen und der blumigen, pompösen, schwer verständlichen Sprache liturgischer Gedichte und Gebete. Die Ablöse des „schwierigen“ Hebräisch der Gebete durch die Umgangssprache, welche den Inhalt – auch für viele Männer – erst verständlich machte, sieht Grossman somit nicht zwingend als Beleg für eine – besonders unter Frauen verbreitete – Unkenntnis der hebräischen Sprache.<sup>436</sup>

Diese Überlegungen zum Mittelalter können durchaus auf die Epoche der Frühen Neuzeit angewendet werden. Herman Pollack erwähnt explizit auch für Prag, dass Männer und Frauen mangels ausreichender Hebräischkenntnisse in Jiddisch beteten.<sup>437</sup> Ebenso wurden in Prag gegen Ende des 16. Jahrhunderts bilinguale (Hebräisch/Jiddische) Gebetbücher gedruckt, die im 17. Jahrhundert bereits weit verbreitet waren.<sup>438</sup>

#### 4.2.8.2. Kleidung

Von zentraler Bedeutung in der Erforschung von Alltag und materieller Kultur einer Epoche ist der Bereich des Kleidungswesens.<sup>439</sup> Der Begriff der „Mode“ steht dabei im Mittelpunkt: Der Entwicklungsprozess „[...] von Schutz- bzw. Nutzkleidung zur „Mode“ hin wird gekennzeichnet durch eine Vielfalt von Einzelgegenständen, die in ihrer

---

<sup>434</sup> Pollack, Folkways, S. 162.; Siehe dazu Shulamith Z. Berger, Tehines: A Brief Survey of Women's Prayers. In: Susan Grossman/Rivka Haut (Hg.), Daughters of the King. Women and the Synagogue, Philadelphia/Jerusalem 1992, S. 73-83.; Chava Weissler, Voices of the Matriarchs: Listening to the Prayers of Early Modern Jewish Women, Boston 1998.

<sup>435</sup> Susanne Borchers, Jüdisches Frauenleben im Mittelalter. Die Texte des Sefer Chasidim, Frankfurt a. Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien 1998, S. 27.

<sup>436</sup> Avraham Grossmann, Pious and rebellious. Jewish Woman in Medieval Europe, Waltham/Mass. 2004, S. 167.

<sup>437</sup> Pollack, Folkways, S. 162.

<sup>438</sup> Berger, Tehines. In: Grossman/Haut (Hg.), Daughters, S. 73-83, hier S. 74.

<sup>439</sup> Vgl. Gerhard Jaritz, Mittelalterliche Realienkunde und Fragen von Terminologie und Typologie. Probleme, Bemerkungen und Vorschläge am Beispiel der Kleidung. In: Terminologie und Typologie mittelalterlicher Sachgüter: Das Beispiel der Kleidung (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 10), Wien 1986, S. 7-19.

Zusammenschau das Modebild einer Zeit ausmachen.“<sup>440</sup> Mode als eine Vielfalt in den Kleidungsformen ist vor allem abhängig von Zeit, Ort, Träger und Funktion.<sup>441</sup>

Des Weiteren lässt sich mit den Worten von Gerhard Jaritz feststellen, dass sich Kleidung als „[...] „äußere Kenntlichmachung“ der Zugehörigkeit zu einem Stand, einer Schicht, einer (sozialen) Gruppe etc. [...] als unabdingbare Notwendigkeit (nicht nur) in einer (städtischen) Gesellschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit [...]“<sup>442</sup> erweist. In diesem Sinne fungiert Kleidung im Rahmen einer „öffentlichen“ Identitätsverdeutlichung und Identitätserhaltung als Ausdruck von Prestige und Konkurrenz.<sup>443</sup>

In den Briefen werden Textilien und Kleidung relativ häufig, bis auf ein einziges Beispiel aber nur nebenbei erwähnt. Es finden sich keine Hinweise auf eine besondere „jüdische Tracht“,<sup>444</sup> viel eher werden allgemein übliche Kleidungsformen deutlich. Die Erwähnung eines luxuriösen Mantels in den Briefen zeigt, dass diejenigen, die es sich leisten konnten, sich in der Anfertigung und Ausgestaltung ihrer Kleidung an der allgemeinen Mode orientierten, für welche die spanische Etikette tonangebend war. Vor allem in wohlhabenden und adeligen Kreisen war das Kleidungsbild geprägt von Krausen und Spitzen sowie von engen und steifen, fast geometrischen Formen, in denen die natürliche Gestalt des Körpers völlig negiert wurde.<sup>445</sup> Ab dem Ende des 16. Jahrhunderts zeichneten sich eine allmähliche Lockerung in den Kleiderformen und die vermehrte Loslösung vom spanischen Einfluss ab. Trotzdem war das spanische Modebild noch bis in die ersten beiden Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts richtungweisend.<sup>446</sup>

---

<sup>440</sup> Elisabeth Vavra, Kritische Bemerkungen zur Kostümliteratur. In: Terminologie und Typologie mittelalterlicher Sachgüter: Das Beispiel der Kleidung (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 10), Wien 1986, S. 21-45, hier S. 21.

<sup>441</sup> Ebd.

<sup>442</sup> Gerhard Jaritz, Kleidung und Prestige-Konkurrenz. Unterschiedliche Identitäten in der städtischen Gesellschaft unter Normierungszwängen. In: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 44 (1993), S. 8-31, hier S. 8.

<sup>443</sup> Ebd., S. 9.

<sup>444</sup> Siehe dazu auch Pollack, Folkways, S. 95.

<sup>445</sup> Ausführlich zur spanischen Mode siehe Erika Thiel, Geschichte des Kostüms. Die europäische Mode von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin 1980, S. 189-208.

<sup>446</sup> Thiel, Geschichte, S. 209.

Aus dem um das Jahr 1610 entstandenen Selbstbildnis Peter Paul Rubens mit seiner Gattin Isabella Brant tritt das Modebild der Zeit hervor. Der Wams des Mannes, das Mieder der Frau sowie der Schmuck und die feinen Spitzen repräsentieren den individuellen Geschmack und Wohlstand. Der Mann trägt bereits den sich von der spanischen Mode loslösenden flachen Spitzenkragen, der sich erst zehn Jahre später allgemein durchsetzte. Die Kleidung der Frau dagegen ist mit der großen Spitzenkrause (Mühlsteinkrause), den Spitzenmanschetten und der Spitzenhaube noch deutlich vom spanischen Modebild beeinflusst.<sup>447</sup>



Abb. 1  
Peter Paul Rubens: Selbstbildnis mit Gattin in der Geißblattlaube, 1609.  
In: Krause/Lenning/Rakewitz,  
Kostümkunde, S. 119.

Meist geht es in den Briefen um den Austausch von Stoffen und Textilien, die jedoch nicht unbedingt als prestigeträchtig gewertet werden können oder einen Rückschluss auf den Status der jeweiligen Personen zulassen. So erwähnt Bela in dem Brief an ihren Sohn und dessen Frau einige Dinge, mit denen offenbar der Haushalt des jungen Paares in Wien ausgestattet werden sollte.<sup>448</sup> Es war durchaus üblich und allgemein verbreitet, dass ein Paar in den ersten Ehejahren von den Eltern der Braut oder des Bräutigams mit Essen und Kleidung versorgt wurde.<sup>449</sup>

„ach hast du mir geschriben, ich sol dir dein liben weib ein schlaf pelz machen, un´ schreibst mir nit, was fir ein farb oder wie sie in wil haben. ach die schleier will eich sie schiken mit den ensten as ich wer kenen, ach windeln und zichlich [Bettbezüge] zu gesunt.“<sup>450</sup>

Ein Schlafpelz, von dem Bela schreibt, war ein mit Pelz gefütterter Schlafrock.<sup>451</sup> Bela beschreibt die Beschaffenheit des Pelzes nicht, häufig wurden zum Unterfüttern der Kleidung aber Felle von Raub- oder Nagetieren verwendet.<sup>452</sup>

<sup>447</sup> Gisela Krause/Gertrud Lenning/Gertraud Rakewitz, *Kleine Kostümkunde*, Berlin 2003, S. 119.

<sup>448</sup> Vgl. Hödl, Briefe. In: Hödl/Keil (Hg.), *Familie*, S. 51-77, hier S. 58.

<sup>449</sup> Klein, Mann. In: Müller/Schatz (Hg.), *Differenz*, S. 69-99, hier S. 76.

<sup>450</sup> Bela an ihren Sohn Ahron und ihre Schwiegertochter Frumet. In: Landau/Wachstein (Hg.), *Privatbriefe*, Nr. 3B, S. 14-15, hier S. 14.

<sup>451</sup> Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 15, S. 304.

<sup>452</sup> *Ebd.*, Bd. 13, S. 1533-1535.

Im Gegensatz zur heutigen Differenzierung und der veränderten Wortbedeutung war der Rock noch in der Frühen Neuzeit das Hauptstück sowohl der männlichen als auch der weiblichen Kleidung, bedeckte den Oberkörper und hatte Ärmel.<sup>453</sup>

Ein Schlafrock war ein bequemer, weiter Rock, der als Schlafgewand und auch sonst als Hauskleid verwendet wurde.<sup>454</sup> In der kalten Jahreszeit gehörte zur Haus- und Nachtbekleidung auch eine wärmende Haube, wie aus Abbildung 2 hervorgeht.<sup>455</sup>

Es ist anzunehmen, dass das Schlaf- und Hauskleid aus einem der beiden Haupttextilien der Frühen Neuzeit, Leinen oder Wolle,<sup>456</sup> hergestellt wurde. Die Eigenschaft des Leinengewebes machte es vielseitig einsetzbar: besonders für Unterbekleidung, Hemden und Schlafgewänder wurde es ob des Tragekomforts und der Unkompliziertheit in der Reinigung verwendet.<sup>457</sup>



Abb. 2: Hauskleidung, Nürnberg, 18. Jahrhundert.  
Aus: Pollack, Folkways, S. 90.



Abb. 3: Handzeichnung Hans Holbein, 16. Jhd. Baseler Bürgersfrau beim Ausgang.  
Aus: K./L./R., Kostümkunde, S. 97.

Zu Belas Sendung sollten auch Schleier gehören. Ursprünglich bezeichnete der Begriff „Schleier“ nur den Stoff – ein leichtes, dünnes, durchscheinendes Gewebe, meist ein sehr feines Leinen.<sup>458</sup> Der Schleier war im Mittelalter die herkömmliche weibliche Kopfbedeckung, ein meist weißes, lose liegendes Kopftuch. Bis ins 16. Jahrhundert war der Schleier, als Kopftuch getragen oder auch in Form der Haube, die wie in Abbildung 3 das gesamte Haar zusammenhielt und verdeckte, ein essentieller Bestandteil der bürgerlichen und bäuerlichen Frauenkleidung.<sup>459</sup>

<sup>453</sup> Grimm, DWB, Bd. 14, S. 1092-1100.

<sup>454</sup> Ebd., Bd. 15, S. 307f.

<sup>455</sup> Vgl. Pollack, Folkways, S. 91.

<sup>456</sup> Leslie Clarkson, The Linen Industry in Early Modern Europe. In: David Jenkins (Hg.), The Cambridge History of Western Textiles I, Cambridge 2003, S. 473-492, hier S. 473.

<sup>457</sup> Ebd., S. 475.

<sup>458</sup> Grimm, DWB, Bd. 15, S. 575-582.

<sup>459</sup> Vgl. Helmut Hundsbichler, Kleidung. In: Harry Kühnel (Hg.), Alltag im Spätmittelalter, Graz/Wien 1984, S. 232-248, hier S. 241.

Der Schleier war auch nach dem 16. Jahrhundert noch ein Kleidungsstück des Alltags: Er gehörte zur „Mädchentracht“, wurde zum „Zeichen“ einer verheirateten Frau und war auch die gewöhnliche Kopfbedeckung von Frauen aus niederem Stande.<sup>460</sup>

Aus dem Kopftuch entwickelte sich, wie bereits erwähnt, die Haube, die über das 17. Jahrhundert hinaus als weibliche Kopfbedeckung üblich und modern war. Das Tuch wurde hierzu in komplizierte Brüche gefaltet und gesteckt, wie unter anderem aus Abbildung 4 hervorgeht.<sup>461</sup>



Abb. 4: Kupferstich C. Weigel, Jüdisches Ehepaar aus Frankfurt um 1700, Nürnberg 1703. Aus: Gidal, Juden, S. 90.

Die Sendung an das junge Paar sollte auch „windeln und zichlich“ enthalten. In ihrer Grundbedeutung waren Windeln leinene Binden zum Wickeln und gehörten wohl zur praktischen Ausstattung eines Haushaltes. Ohne Beziehung auf einen Säugling wurden sie allgemein für ärztliche Zwecke, zum Beispiel zum Verbinden von Wunden gebraucht. In Zusammenhang mit dem jungen Paar wird zwar kein Säugling erwähnt, meist war mit einer Windel aber ein viereckiges Tuch zum Einwickeln eines kleinen Kindes gemeint.<sup>462</sup>

„Zichlich“ ist höchstwahrscheinlich eine Form des Wortes „Zieche“ und bezeichnet eine sackartige Hülle, im Besonderen für Betten.<sup>463</sup> Es handelte sich dabei also um Bettbe- und -überzüge. Ebenso wie Tischwäsche wurden diese haushaltsgebräuchlichen Textilien aus Leinen hergestellt.<sup>464</sup>

Die von Bela genannten Stücke stehen exemplarisch für den Großteil der in den Briefen erwähnten Textilien. Es handelt sich dabei fast ausschließlich um Alltagstextilien und -bekleidung, großteils sicher frei von Prestige oder Luxus.

Isak ben Schalom Gregor schreibt seinem Sohn etwa:

„[...] dein mem [...] will dir zu Ion ein schen hemd machen.“<sup>465</sup>

Aus einem anderen Brief geht hervor:

„weiter lasst sich Malka s. l.<sup>466</sup> bedanken um den *Leinen*-hemdel [...]“<sup>467</sup>

<sup>460</sup> Grimm, DWB, Bd. 15, S. 575-582.

<sup>461</sup> Hundsichler, Kleidung. In: Kühnel (Hg.), Alltag, S. 232-248, hier S. 241.

<sup>462</sup> Grimm, DWB, Bd. 30.

<sup>463</sup> Grimm, DWB, Bd. 31, S. 893ff.

<sup>464</sup> John Gillow/Bryan Sentance, Atlas der Textilien. Ein illustrierter Führer durch die Welt der traditionellen Textilien, Bern/Stuttgart/Wien 1999, S. 34.

<sup>465</sup> Isak ben Schalom Gregor an seinen Sohn Schlaom. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 39, S. 79-80, hier S. 79.

Im Gegensatz zur heutigen Bedeutung des Wortes bezeichnete ein Hemd in jener Epoche das unterste, Rumpf, Schenkel und Arme bedeckende Kleidungsstück der Männer und Frauen, das unmittelbar auf dem Leib getragen wurde. Es war ein langes, faltiges Unterkleid im Gegensatz zum Oberkleid und war auch oft Haus- bzw. Schlafbekleidung. Das Material bildete meist weiße oder gefärbte Leinwand,<sup>468</sup> obwohl die Hervorhebung des „Leinen-hemdels“ nahe legt, dass auch andere Materialien, höchstwahrscheinlich Wolle, üblich waren. Möglicherweise rührt die Betonung des Materials aber auch daher, dass im Judentum die Vermischung von Flachs und Wolle bei der Herstellung von Kleidung verboten ist („Du sollst für deine Kleidung kein Mischgewebe aus Wolle und Flachs verwenden.“, Deut. 22,11).<sup>469</sup>

Ein weiteres Stück der Alltagsbekleidung, nämlich „die kitlich“<sup>470</sup> erwähnt Benjamin Wolf in einem Brief. „Kitlich“ dürfte eine Form des Wortes Kittel sein und gilt als allgemeine Bezeichnung des Oberkleides sowohl für Männer als auch für Frauen. Es war ein hemdartiger Überwurf, meist aus ungefärbter Leinwand und in einfachster, kunstloser Form.<sup>471</sup>

„Kitlich“ könnte aber auch ein jüdisch-rituelles Kleidungsstück – den weißen Kittel – bezeichnen. Dieser wird für die Hochzeit angefertigt und als Festtagskleidung am Versöhnungstag (*Jom Kippur*) getragen. Schließlich wird das weiße Gewand auch zum Totenhemd des Besitzers.<sup>472</sup>

Die vorangegangenen Ausführungen zeigen, dass der Großteil der in den Briefen erwähnten Kleidung fast ausschließlich aus Leinen hergestellt wurde. Tatsächlich waren der Bedarf und die Nachfrage nach diesem aus Flachs hergestellten Gewebe in der Frühen Neuzeit auf dem europäischen Kontinent sehr groß.<sup>473</sup> Sowohl für die Herstellung einfacher Alltagskleidung als auch für luxuriös ausgestattete und der allgemeinen Mode entsprechende Kleidungsstücke wurde Leinen verwendet. Erst im 18. Jahrhundert wurde Gewebe aus Baumwolle – aus dem Nahen Osten und Indien importiert – in Europa immer wichtiger.<sup>474</sup>

---

<sup>466</sup> Abkürzung für „soll leben“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>467</sup> Israel Isserl Lipschitz an Edel. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 21, S. 51-55, hier S. 54.

<sup>468</sup> Grimm, DWB.

<sup>469</sup> Die Bibel. Altes und neues Testament, Einheitsübersetzung.

<sup>470</sup> Benjamin Wolf an seine Tochter Gutrud und deren Mann Israel Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 8B, S. 27-28, hier S. 28.

<sup>471</sup> Grimm, DWB.

<sup>472</sup> Vgl. Keil, Gemeinde. In: Brugger u. a., Geschichte, S 15-122, hier S. 79.

<sup>473</sup> Clarkson, Linen Industry. In: Jenkins (Hg.), History I, S. 473-492, hier S. 475.

<sup>474</sup> Ebd., S. 473.

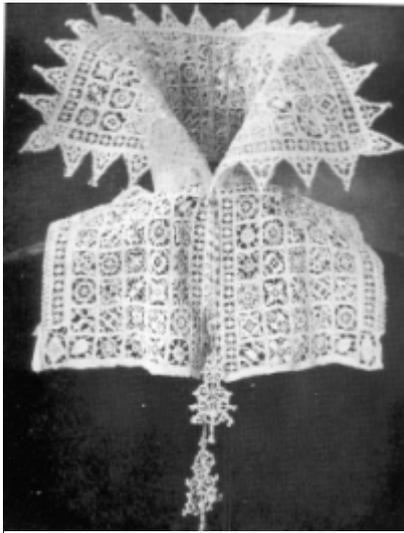


Abb. 5: Stehender Männerkragen, Nadelspitze, vermutlich Italien um 1610  
Aus: Herzog (Hg.), Seiden, S. 26.

Leinen, vielmehr der Leinenfaden, bildete auch die Basis für eine europäische Modeerfindung zur Verzierung der Leinenkleidung, die mitunter charakteristisch für das frühe 17. Jahrhundert ist: Spitzen.<sup>475</sup>

Bereits in der Zeit des 15./16. Jahrhunderts prägten Spitzen die Ausgestaltung der Kleidung, vor allem in Oberitalien und den flämischen Niederlanden. Sie entwickelten sich zu einem fixen Bestandteil des Modebildes im 17. Jahrhundert und waren sehr beliebt etwa zur Ausschmückung der Halskrausen und Krägen der Männer.<sup>476</sup>

In den Briefen finden sich einige Erwähnungen, so schreibt eine gewisse Nechama ihrer Tante Lea Zoref:

„mein mum Zirl *s. l.*<sup>477</sup> hat mir geschickt  
gar schene spizen [...]“.<sup>478</sup>

Diese gehörten auch zur Ausgestaltung der Frauenkleidung: Unterkleider, Hemden, Manschetten und Leinenkrägen wurden damit teils reichlich und sehr aufwändig verziert.<sup>479</sup> Wie Abbildung 6



Abb. 6: Franz Hals, Damenbildnis, 1632/34.  
Aus: Krause/Lenning/Rakewitz,  
Kostümkunde, S. 127.

verdeutlicht, wurden Kragen und Manschetten der Frauen im Laufe des 17. Jahrhunderts wie die der Männer flach. Auch ihr Umfang verbreiterte sich entsprechend der Üppigkeit des Kleides. Die modischen, kostbaren Spitzen waren durchaus eine Zierde, die man mit Stolz präsentierte.

<sup>475</sup> Vgl. Santina M. Levey, Lace in the Early Modern Period, c. 1500-1780. In: David Jenkins (Hg.), The Cambridge History of Western Textiles I, Cambridge 2003, S. 585-596, hier S. 585.

<sup>476</sup> Vgl. Levey, Lace. In: Harris (Hg.), 5000 Years, S. 217-223, hier S. 217.

<sup>477</sup> Abkürzung für „soll leben“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>478</sup> Nechama, Tochter des Jakob Pribram, an ihre Tante Lea Zoref. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 26, S. 59-60, hier S. 59.

<sup>479</sup> Vgl. Levey, Lace. In: Harris (Hg.), 5000 Years, S. 217-223, hier S. 217.; Vgl. auch Pollack, Folkways, S. 91.

Auch Chiskia ben Ascher Horowitz berichtet seinem Schwiegervater Abraham:

„[...] auch mit im geschikt spizen, nestel garn un´ weise, men [mehr] as um 40 Gulden, um bar gelt ein gekauft [...]“.<sup>480</sup>

Chiskia ben Ascher, der offenbar Spitzen zum weiteren Vertrieb eingekauft hatte, schreibt hier von der Art der Fäden: Nesselgarn bezeichnet ein zartes, aus dem Bast der Stängel der großen Nessel gesponnenes Garn. Sinnbildlich wurde dieser Begriff auch für ein sehr zartes und glattes Garn verwendet.<sup>481</sup>

„Weise“ dürfte wohl einen weißen Leinenfaden bezeichnen. Mit dem Erscheinen des weißen Leinens in der Mode wurden vorrangig, wie schon erwähnt, Leinenfäden – zu Spitze verarbeitet – als Dekoration für die Leinenausstattung verwendet.<sup>482</sup>

Wie bereits in Kapitel 4.2.4 angemerkt, gab es sowohl allgemeine als auch gemeinde-interne Gesetze, die sich gegen übertriebenen Aufwand und Luxus richteten. Nicht nur die Moden innerhalb der jüdischen Gesellschaft orientierten sich an den allgemeinen Erscheinungen der christlichen Umwelt, sondern auch die Versuche, diese zu reglementieren und einzuschränken. Die am meisten verbreiteten Gesetze innerhalb der Anti-Luxusverordnungen bezogen sich auf das Auftreten und die Erscheinung, vornehmlich dabei auf die Kleidung der Menschen. Allgemein zielten die Kleidergesetze in der vormodernen Gesellschaft, welche von den Prinzipien der sozialen Ungleichheit und Hierarchisierung durchdrungen war, auf eine Regelung der sozialen Zuordnung von Ständen, Schichten, Gruppen und Eliten ab.<sup>483</sup> Ihren Höhepunkt erreichte die Kleidergesetzgebung im 16. und 17. Jahrhundert – eine Zeit, in der die Menschen in besonderem Maße ihre soziale Zugehörigkeit, Anpassung bzw. Abgrenzung über die Kleidung im wahrsten Sinne des Wortes zur Schau stellten.<sup>484</sup> Das Normensystem für die Abgrenzung und Unterscheidung durch Kleidung wurde in diesen Jahrhunderten immer umfassender.<sup>485</sup> Das verordnete Kleidungsverhalten diente der sozialen Abgrenzung und

---

<sup>480</sup> Chiskia ben Ascher Horowitz an seinen Schwiegervater Abraham. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 41, S. 82-84, hier S. 82.

<sup>481</sup> Krünitz, Enzyklopädie (elektronische Version), <http://www.kruenitz1.uni-trier.de>, 17.12.2008, 10:50.

<sup>482</sup> Lydia Immenroth, Geschichte der Spitze – Streiflichter. In: Marianne Herzog (Hg.), Spitzen und Mode. Beiträge zur Eröffnung und Begleitung der Ausstellung „Spitze. Luxus zwischen Tradition und Avantgarde“ im Museum für Kunst und Kulturgeschichte des Stadt Dortmund, Hohengehren 1996, S. 22-36, hier S. 25.

<sup>483</sup> Bulst, Kleidung. In: Saeculum 44, S. 32-46, hier S. 32.; Eisenbart, Kleiderordnungen.

<sup>484</sup> Vgl. Eisenbart, Kleiderordnungen, S. 7.

<sup>485</sup> Vgl. Martin Dinges, Der „feine Unterschied“. Die soziale Funktion der Kleidung in der höfischen Gesellschaft. In: Johannes Kunisch/Klaus Luig/Peter Moraw, Zeitschrift für historische Forschung 19 (1992), Berlin 1992, S. 49-76, hier S. 61.

Identifikation<sup>486</sup> und vermittelte nicht zuletzt „[...] den Wunsch nach Lesbarkeit einer wohlgeordneten Welt [...]“.<sup>487</sup>

Das Ziel innerjüdischer Anti-Luxusverordnungen, die von Gemeinde zu Gemeinde verschieden ausfallen konnten und naturgemäß nicht immer Beachtung fanden, war vor allem ein unauffälliges Auftreten und Verhalten der Gemeindemitglieder gegenüber der nichtjüdischen Umwelt. Die rabbinischen Verordnungen brachten zum Ausdruck, dass allzu luxuriöse Kleidung den Neid und die Aggressionen der Christen erwecken könnte. Außerdem herrschte in der religiös durchdrungenen Gesellschaft der Glaube vor, dass sich Unheil und Krankheiten durch moralisch einwandfreies Verhalten abwehren lassen könnten.<sup>488</sup>

Den diversen jüdischen Anti-Luxusverordnungen zufolge sollte die Garderobe aus den bereits genannten Gründen schlicht und unauffällig gestaltet werden.<sup>489</sup> Dementsprechend erließen die Gemeinden in Frankfurt, Nürnberg, Fürth, Hamburg, Preußen und Mähren im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert Kleiderordnungen, die einander sehr ähnlich waren. Zu diesen gemeinde-internen Gesetzen (*takkanot*) gehörte das Verbot, bei der Anfertigung von Frauenkleidern Samt, Damast oder Satin zu verwenden, da diese Textilien offenbar als zu luxuriös und auffällig angesehen wurden.<sup>490</sup>

Aus den Anordnungen bzw. Verboten ist zu schließen, dass es in wohlhabenden jüdischen Kreisen durchaus üblich gewesen sein dürfte, Kleider mit wertvollen und luxuriösen Stoffen wie Samt, Damast oder Satin auszustatten. Ein Beispiel für solch ein Luxus-Stück, ein Mantel, findet sich auch in den Briefen. Ausführlich wird über die wohl als relativ luxuriös und prestigeträchtig zu wertende Anfertigung dieses Kleidungsstückes berichtet. Die Schilderungen der Materialien und deren Kosten geben einen Hinweis auf die Mode der Zeit und auf den Wohlstand der Auftraggeberin namens Mirel. Ihre Freundin Freidel hatte für sie die Aufgabe übernommen, sich um die Anfertigung des kostbaren Mantels zu kümmern:

---

<sup>486</sup> Vgl. Dinges, Unterschied. In: Kunisch/Luig/Moraw (Hg.), Zeitschrift, S. 49-76, hier S. 49f.

<sup>487</sup> Dinges, Unterschied. In: Kunisch/Luig/Moraw (Hg.), Zeitschrift, S. 49-76, hier S. 61.

<sup>488</sup> Pollack, Folkways, S. 86.; Ebd.: „Sumptuary decrees were first introduced in the general German community in the 14th century to curb French cultural influences, but in the case of the Jewish society, anti-luxury legislation was intended to restrain ostentatious behavior on the part of the Jew, make him less conspicuous in the eyes of the non-Jew, and maintain a high level of ethical conduct as a means of warding off disease and calamity. Where there was moral turpitude, the people could expect to suffer; therefore the *musar*-sermon [ethische Literatur, Anm.] emphasized that Israel’s redemption from *galut*, exile, could be hastened through ethical behavior.“

<sup>489</sup> Pollack, Folkways, S. 87.

<sup>490</sup> Pollack, Folkways, S. 86f.

„[...] mein libe freindin un´ gute generin, las eich wissen, das ich mein *Auftrag* hab wol ausgericht, un´ hab eich lasen das mentlitschka machen nach dem aller besten un´ schensten, das *in der Welt* meglich is gewesen, um gefutert, *und zwar 10 Ellen* topel damask, *jede Elle zu 2 ½ schok*; *2 ½ schok* fir schnirlich, *2 schok* für leinwet, samut zu borten *um 10 schok 2 Ellen*, *1 schok für Seide*, dem schneider macher lon *2 schok*. drum tut nit anders un´ schikt mir mer gelt, das ich kann Abner Henoch Schik s. A.<sup>491</sup> mit geben in Polen, das er kauft ein schenen spigel eter; ich ver mein wen ir mir noch schikt ein *vierzig Gulden*, da wer ich mit auskomen. ich kauf ales karg ein, as wen es mir selbert gehert. [...] ich kent wol hie eter bekumen, sein aber geferb. [...]“.<sup>492</sup>

Die Stoffe, die Freidel für den Mantel gekauft hatte, zeugen von Mirels Wohlstand, welchen sie mit dem luxuriösen Kleidungsstück wohl auch zur Schau stellen wollte. Sowohl Damast als auch Samt waren und sind wertvolle Webstuhltextilien und sehr luxuriöse Kleiderstoffe, die traditionell aus Seide hergestellt wurden.<sup>493</sup> Wegen ihrer Eigenschaften wurde und wird Seide als Rohmaterial von luxuriösen Stoffen sehr geschätzt: sie ist weich, besitzt einen schönen Glanz, lässt sich leicht färben und ist sehr reißfest.<sup>494</sup> Das wesentliche Charakteristikum der Seide, ihr schimmernder Glanz, machte das sehr teure Material in der Frühen Neuzeit sowohl für Kleidung als auch für die Ausstattung von Möbelstücken sowie in jüdischen Kreisen für Toravorhänge und andere Synagogaltextilien sehr beliebt.<sup>495</sup>



Abb. 7: Radierung Jacques Callot, Edelmann, 1625. Aus: Thiel, Geschichte, S. 210.

Bei dem erwähnten „spigel eter“ dürfte es sich nach der Vermutung von Alfred Landau und Bernhard Wachstein um ein Spiegelotterfell handeln.<sup>496</sup> Als Spiegelotter bezeichnet man wegen des schönen und besonders glänzenden Felles den

<sup>491</sup> Abkürzung für „seligen Andenkens“. Siehe dazu Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. XIII-XIV.

<sup>492</sup> Freidel, Tochter des Israel Hammerschlag, an Mirel, Tochter des Israel Auerbach. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 10, S. 29-30, hier S. 29.

<sup>493</sup> Vgl. Gillow/Sentance, Atlas, S. 82f, S. 96f.

<sup>494</sup> Ebd., S. 30.

<sup>495</sup> Vgl. Natalie Rothstein, Silk in the Early Modern Period, c. 1500-1780. In: David Jenkins (Hg.), The Cambridge History of Western Textiles I, Cambridge 2003, S. 528-561, hier S. 528.; Siehe auch Ludmila Kybalová, Die ältesten Thoramäntel aus der Textiliensammlung des staatlichen Jüdischen Museums in Prag (1592-1750). In: Judaica Bohemiae IX/1, Prag 1973, S. 23-42.

<sup>496</sup> Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, S. 29, Anm. 8.

nordamerikanischen bzw. kanadischen Fischotter. Das teils braune, teils schmutzigweiße Pelzwerk des Tieres war aufgrund des speziellen Glanzes sehr beliebt und sehr kostbar.<sup>497</sup> Weitere Recherchen zum nordamerikanischen Pelzhandel in Europa zu Beginn des 17. Jahrhunderts wären hier wünschenswert, um den tatsächlichen Wert einer solchen Investition ermessen zu können. Fest steht jedenfalls, dass Pelzwerk ähnlich wie luxuriöse Seidenstoffe ein Ausdruck von Status und Prestige waren. Einen solchen Repräsentationscharakter besitzt Abbildung 7 (siehe S. 91), die einen Edelmann im Mantel mit Pelzausstattung zeigt.



Abb. 8: Kupferstich J. F. Tyroff, Frau auf dem Weg zur Synagoge, 18. Jhd. Aus: Pollack, Folkways, S. 92.

Der Mantel oder ein mantelähnlicher Umhang werden in der Literatur neben der Haube und der Schürze häufig als übliche Kleidungsstücke sowohl von Frauen als auch von Männern genannt.<sup>498</sup>

Abbildung 8 und Abbildung 9 zeigen Frauen auf dem Weg in die Synagoge mit ebendiesen typischen Kleidungsstücken sowie der Halskrause. Die Bilder verdeutlichen, dass – dem Modebild der Zeit entsprechend – Haube, Halskrause, Mantel und Schürze zur Ausgehkleidung einer Frau gehörten. Für die Teilnahme am Gottesdienst war demnach keine

besondere Kleidung üblich oder erforderlich.

Für festliche und freudvolle Anlässe wurde durchaus dementsprechend schönere Kleidung getragen, stilistisch unterschied sich diese jedoch nicht besonders von der Alltagskleidung.<sup>499</sup>



Abb. 9: Ausgehkleidung, Nürnberg, 18. Jhd. Aus: Pollack, Folkways, S. 91.

Eine gemeinde-interne Regelung gegen übertriebenen Luxus in den Takkanot Mährens gegen Ende des 17. Jahrhunderts bezog sich auf die weibliche Kopfbedeckung, den Schleier.<sup>500</sup> Ein glänzender Schleier durfte von Frauen nur mehr in der Synagoge oder etwa bei der – nach dem Minhag in Mähren offenbar erlaubten – Teilnahme an einer Beschneidungszeremonie getragen werden.<sup>501</sup>

<sup>497</sup> Vgl. Ersch (Hg.), Encyclopädie, S. 385.

<sup>498</sup> Pollack, Folkways, S. 91.

<sup>499</sup> Pollack, Folkways, S. 91.

<sup>500</sup> Pollack, Folkways, S. 258, Anm. 14.

<sup>501</sup> Pollack, Folkways, S. 87.

Das Verbot, glänzende Schleier zu tragen, gibt abermals einen Hinweis auf eine modische Erscheinung und Kleidungsform: glänzende – höchstwahrscheinlich seidene – Schleier wurden von jüdischen Frauen getragen. Offenbar wurden diese ob der Kostbarkeit und Auffälligkeit des Materials für alle Anlässe bis auf die oben genannten verboten.

Schleier werden in einigen Briefen genannt, in einem wird die Qualität besonders hervorgehoben:

„sag den weibern, ich will in schene schleier mit brengen, lasen sich der rauf ver lasen.“<sup>502</sup>

Dass die Eigenschaft der Schleier in diesem Brief durch das Adjektiv „schen“ im Gegensatz zu den anderen Erwähnungen beschrieben wird, ist kein Beleg dafür, dass es sich dabei um Seidenschleier handelte. Trotzdem wird vom Verfasser hervorgehoben, dass es sich um „schöne“ Schleier handelt, was sich durchaus auch auf die Art des Materials beziehen könnte. Ob damit nun aber ein für den Verfasser des Briefes besonders schöner Leinenschleier gemeint war oder ob „schen“ das seidene Material im Gegensatz zum „normalen“, „alltäglichen“ Leinen beschreibt, lässt sich nicht eruieren.

Aus diesem Beispiel geht deutlich die Problematik hervor, die sich aus der Bewertung von Objekten in Quellen ergibt. Allein die Erwähnung des Charakters eines Gegenstandes gibt einen ganz klaren Relevanzhinweis und damit offensichtliche Bewertung.<sup>503</sup> Der tatsächliche Wert des Objektes und die Bedeutung der Bewertung „schen“ für den Einzelnen in dem konkreten Beispiel werden sich aber kaum eruieren lassen.

---

<sup>502</sup> Isak ben Schalom Gregor an seinen Sohn Schalom. In: Landau/Wachstein (Hg.), Privatbriefe, Nr. 39, S. 79-80, hier S. 79f.

<sup>503</sup> Gerhard Jaritz, Das „Neue“ im „Alltag“ des Spätmittelalters. Annahme-Zurückweisung-Förderung. In: Alltag und Fortschritt im Mittelalter (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 8), Wien 1986, S. 83-93, hier S. 87.

## **5. ZUSAMMENFASSUNG**

### **5.1 Ergebnisse und Ausblick**

Wie die vorangegangene Untersuchung der Privatbriefe gezeigt hat, haben diese als Quellen für eine jüdische Alltagsgeschichte der Frühen Neuzeit einen großen und keinesfalls zu unterschätzenden Wert.

Ziel der Bearbeitung des Briefbestandes im Umfang dieser Studienabschlussarbeit war das Abtasten des Gebietes. Die daraus hervorgegangenen Ansätze und Ergebnisse können und sollen durchaus Anreiz und Anregung zu einer äußerst wünschenswerten umfassenden Analyse des reichhaltigen Materials sein.

Die Briefinhalte bringen bezüglich der vielen Teilaspekte jüdischer Existenz, jüdischen Lebens und Alltags in der Frühen Neuzeit keine wesentlichen neuen Erkenntnisse. In bedeutungsvoller Art und Weise bestätigen und belegen die Schriftstücke jedoch die bisherigen Forschungsergebnisse. Die emotionale Dimension gehört neben den teils detaillierten Berichten über Alltägliches und der Übermittlung von privaten, persönlichen Informationen zur Besonderheit der Quelle.

Der Briefbestand legt zu allererst Zeugnis von den engen, großteils familiären Verbindungen und Kontakten zwischen den Prager und den Wiener Juden und Jüdinnen ab. Ursprünglich stammten viele Mitglieder/innen der ab 1620 offiziell anerkannten Wiener Gemeinde aus der großen Prager Gemeinde, deren Blüte die Stadt zu einem jüdischen Zentrum der Frühen Neuzeit gemacht hatte. Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts kam es zu einem vermehrten Zuzug von Prager Juden und Jüdinnen nach Wien, wodurch allmählich die Entstehung einer Gemeinde angekurbelt wurde. Ebenso nahmen vor allem hofbefreite Prager Juden ob der besseren wirtschaftlichen Möglichkeiten die Verlegung des Kaiserhofes von Prag nach Wien 1612/13 unter dem Habsburger Matthias zum Anlass, in die neue Residenzstadt zu übersiedeln.

Ein Großteil der Briefe vermittelt eine eher sorgenvolle Grundstimmung, was in Anbetracht der Lebenssituation in jener Epoche nicht verwunderlich ist. Die Auswirkungen, die der Dreißigjährige Krieg gerade auch für die „Zivilbevölkerung“ mit sich brachte, waren groß und schwerwiegend. Dazu zählten etwa die Verschlechterung der Wirtschaftslage, die vermehrte Ausbreitung von Krankheiten, erhöhte Gefahren auf Reisen, Briefzensur und der Verdacht auf Spionagetätigkeiten insbesondere bei Juden, Plünderungen durch stationierte Truppen sowie Gewaltausbrüche. Zusätzlich waren Juden

und Jüdinnen durch eine latent antisemitische Grundstimmung in der christlichen Mehrheitsbevölkerung immer wieder teils gewalttätigen Angriffen ausgesetzt.

Einige der von Ehefrauen verfassten Briefe legen Zeugnis davon ab, was die überwiegende wirtschaftliche Tätigkeit von Juden in der Frühen Neuzeit, der Handel, mit sich brachte: lange und teils (lebens)gefährliche Geschäftsreisen, was vor allem – abgesehen von den persönlichen Gefühlen – schwerwiegende Konsequenzen für die Existenz der Frau haben konnte. Dementsprechend treten aus diesen Briefen teils starke Emotionen hervor.

Neben dem Handel werden auch andere wirtschaftliche Tätigkeiten wie der Arztberuf oder die Geldleihe thematisiert. Diese stellte durchaus – wenn auch nicht mehr so häufig wie im Mittelalter – ein geschäftliches Betätigungsfeld für Frauen dar.

Die Verfasser/innen der Briefe berichten auch über wichtige Ereignisse und Stationen im Lebenszyklus eines Menschen, welche aber ebenso zentral und wichtig für die jüdische Gemeinschaft waren: Die Geburt, die Beschneidung oder die Hochzeit. Auch das religiöse Studium als elementarer Teil des Lebens eines männlichen Gemeindemitglieds wird erwähnt. Die Bedeutung der religiösen Tradition und deren Einhaltung und Weitergabe, innerhalb derer die Gelehrsamkeit eines Mannes eine besondere Rolle auch für die Gemeinschaft einnimmt, lässt sich aus zahlreichen Schriftstücken ablesen und deutet auf eine besondere Frömmigkeit jener Epoche hin.

Die Briefinhalte machen deutlich, dass die große, erweiterte Familie auch gleichzeitig ein „soziales Netz“ und soziale Absicherung war.<sup>504</sup> So beinhaltete der Kontakt mit der Verwandtschaft in Prag bzw. Wien nicht nur regen Briefverkehr sondern auch den intensiven Austausch von Waren, die beispielsweise der Versorgung des Haushaltes eines jungen Ehepaares dienten.

Neben den zahlreichen und wertvollen Informationen, welche hinsichtlich verschiedenster Aspekte des Alltags aus den Briefen gewonnen wurden und noch gewonnen werden können, hat deren Untersuchung aber auch gezeigt, vor welchen Problemen die Alltagsgeschichtsforschung und die Realienkunde stehen bzw. an welche Grenzen sie stoßen. Abschließend sollen noch einige allgemeine Betrachtungen zu dieser Problematik angeführt werden.

## **5.2 Probleme alltagsgeschichtlicher und realienkundlicher Untersuchungen**

Ein zentraler Aspekt des alltäglichen Privatlebens ist der menschliche Körper – dieser ist, wie Robert Delort schreibt, das „Objekt von Krankheiten, Strapazen oder Unfällen, auch

---

<sup>504</sup> Vgl. Hödl, Briefe. In: Hödl/Keil (Hg.), Familie, S. 51-77, hier S. 60.

Objekt der Hygiene, der Kosmetik oder der Eitelkeit [...]“.<sup>505</sup> Der Körper ist das Objekt der sinnlichen Wahrnehmung und bildet somit einen Mittelpunkt des Alltags. Schwierig ist hierbei jedoch die Erforschung des „historischen“ physischen, biologischen und psychologischen Körpers. Damit in Zusammenhang stehen die Fragen nach der individuellen Wahrnehmung und des individuellen Gebrauchs der Sinne, welche zu ergründen oder zu erörtern durchaus problematisch sind.<sup>506</sup>

Ein weiterer Problempunkt, der für die Quelle Privatbrief eventuell weniger häufig, aber doch relevant ist, besteht bezüglich der Intention des Autors/der Autorin. Klassische Quellen wie schriftliche Überlieferung oder Malerei beschreiben Dinge, die diverse Autoren und Autorinnen als wichtig erachteten und daher für spätere Generationen festhalten wollten. Nicht das Alltägliche wird beschrieben, sondern das Außergewöhnliche – der „Nicht-Alltag“.<sup>507</sup> Zwischen der modernen alltagsgeschichtlichen Fragestellung und der Absicht des Quellenautors besteht eine große Diskrepanz. Die Informationen, die eine Quelle preisgibt, sind per se noch nicht alltagsgeschichtlich. Die Aufgabe des Historikers/der Historikerin ist die Ausdeutung der Quellen in Hinblick auf die Fragen nach ihrem Narrativ und Subtext.<sup>508</sup>

„Alltagskultur im mittelalterlichen Bild, im überlieferten Originalbefund, in der Norm, im Testament, im Inventar, etc. spiegelt jeweils Gegebenheiten wider, die bestimmten Bedingungen unterworfen sind, aus gewissen Intentionen entstanden und sich auf bestimmte Situationen beziehen.“<sup>509</sup> Aus dieser Feststellung folgt, dass zur Rekonstruktion der historischen Mensch-Objekt-Beziehung die jeweils einzelne Quelle nur als ein Baustein unter vielen gewertet werden darf. Der – mitunter sehr schwierige – Versuch muss erfolgen, sowohl allgemeine Merkmale, Entwicklungen und Gegebenheiten festzustellen als auch Sonderphänomene zu erkennen.<sup>510</sup>

In diesem Zusammenhang kann ein weiteres ebenso zentrales Quellenproblem angemerkt werden: die spärliche Überlieferung bzw. der spärliche Erhalt privater und persönlicher Dokumente. Es gibt zwar reichlich erhaltenes fragmentarisches Originalmaterial etwa zur menschlichen Wohnkultur – Gerhard Jaritz führt hier das Beispiel der Kacheln an – den Menschen selbst in seiner persönlichen Privatheit, die ja zu einem großen Teil in der

---

<sup>505</sup> Delort, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 53-66, hier S. 58.

<sup>506</sup> Ebd.

<sup>507</sup> Delort, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 53-66, hier S. 54.

<sup>508</sup> Goetz, Geschichte. In: Mensch und Objekt, S. 67-101, hier S. 88.

<sup>509</sup> Jaritz, Realienkunde. In: Erforschung, S. 33-38, hier S. 35.

<sup>510</sup> Jaritz, Realienkunde. In: Erforschungen, S. 33-38, hier S. 36f.

Intimität und Geborgenheit des Häuslichen angesiedelt war, bekommt man nur in geringer Weise zu fassen.<sup>511</sup>

Auf ein weiteres Problem hinsichtlich des Quellenbefundes und der Quelleninterpretation hat Gerhard Jaritz hingewiesen, indem er davor warnt, überlieferte Einzelmitteilungen vorschnell als Belege für „allgemeine“ Phänomene zu verstehen oder umgekehrt erkannte „allgemeine“ Phänomene auf begrenzte regionale, gruppenspezifische oder lebensbereich-bezogene Gegebenheiten zu transferieren.<sup>512</sup>

Auch die Bezeichnung von Objekten oder deren Bewertung in Quellen kann sich als problematisch herausstellen. Hierzu sei ein Beispiel von Gerhard Jaritz angeführt:

In der Quellengattung „Inventar“ – jenen Quellen zugeordnet, aus denen sich die „Realität“ erkennen lässt – werden Gegenstände genannt, von denen anzunehmen ist, dass sie in der Lebenswelt der genannten Bezugspersonen existierten bzw. angewendet wurden. Diese Nennung eines Gegenstandes, dessen Bezeichnung und Qualifizierung setzt nun aber keinesfalls voraus, dass dasselbe Objekt von anderen Menschen gleich bezeichnet, bewertet oder verwendet wurde. Vor allem gilt dies hinsichtlich der beigefügten Attribute, durch die ein Objekt charakterisiert und bewertet wird.<sup>513</sup> In seinem Beitrag über das „Neue“ im Alltag des Spätmittelalters diskutiert Gerhard Jaritz ebendiese Problematik: „[...] allein die Erwähnung des Charakters ‚neu‘ bedeutet natürlich einen ganz klaren Relevanzhinweis und damit offensichtliche Bewertung.“<sup>514</sup> Der tatsächliche Wert der Dinge und die Bedeutung diverser Gegenstände für das Individuum bzw. die Gruppe werden sich aber kaum eruieren lassen.

---

<sup>511</sup> Jaritz, Das „Neue“. In: Alltag, S. 38-93, hier S. 92.

<sup>512</sup> Jaritz, Realienkunde. In: Erforschung, S. 33-38, hier S. 34.

<sup>513</sup> Jaritz, Augenblick, S. 16.

<sup>514</sup> Jaritz, Das „Neue“. In: Alltag, S. 83-93, hier S. 87.

## 6. GLOSSAR

**Bar Mizwa:** wörtlich „Sohn des Gebotes“; Bezeichnung für einen Jungen, der mit Vollendung des 13. Lebensjahres als religiös volljährig zählt; er kann zur Toralesung in der Synagoge aufgerufen werden, muss beim Gebet nun auch die Tefillin (Gebetsriemen) anlegen und wird beim Minjan (Mindestanzahl von zehn Männern, die zur Abhaltung eines Gottesdienstes anwesend sein müssen) mitgezählt.

**Berachot:** Segens-, Lob- oder Dankformeln; jede vorgeschriebene Beracha beginnt mit der Eingangsformel „Gepriesen seist du, Herr, unser Gott, König der Welt“. Sie wird durch einen auf den Anlass bezogenen kurzen Satz erweitert (z.B. über den Wein: „... der die Frucht des Weinstocks schafft.“); fester Bestandteil der täglichen Gebete; vorgeschrieben sind Berachot vor einer Mizwa (der Erfüllung eines Gebotes), bei freudigen Anlässen und nach Überstehen einer Gefahr.

**Kabbala:** jüdische Mystik und Geheimlehre, seit dem 12. Jahrhundert aufgezeichnet, mit Elementen neuplatonischer Philosophie, die sich auf antike jüdische Esoterik rückbezieht.

**kern:** jiddische Schreibung für das hebräische Wort „Keren“; ursprünglich Kapital im Gegensatz zu den Früchten (Zinsen), sonst ausschließlich die Summe der persönlichen Eigenschaften einer für die Ehe in Betracht kommenden Person.

**Minhag:** Brauch, Ritus, Gewohnheitsrecht; wurde in mündlicher Überlieferung tradiert und im Mittelalter in Minhagimbüchern aufgezeichnet. Die lokale und regionale Entwicklung führte zu erheblichen Unterschieden in Liturgie und Recht und wirkte für die jeweiligen Gemeinden identitätsstiftend und –formend.

**Mischna:** hebr. Wiederholung; Sammlung von Lehrsätzen der mündlichen Tora; thematische Gliederung in sechs „Ordnungen“; Endredaktion um 200 chr. Z.; Grundlage des Talmud.

**Talmud,** hebr. Lehre, Studium; umfangreiche Sammlung von rabbinischen Erläuterungen, Diskussionen und Kommentaren (*Gemara*) zur Mischna. Der Palästinensische oder Jerusalemer Talmud wurde im 4., der verbindliche Babylonische Talmud im 6. Jahrhundert abgeschlossen.

**Tanakh:** Bezeichnung der hebräischen Bibel, die sich aus den Anfangsbuchstaben der drei kanonischen Hauptelemente zusammensetzt (Tora – Lehre/Unterweisung – 5 Bücher Mose; Newi´im – Propheten; Ketuwim – Schriften).

**Tefillin:** Gebetsriemen, die in kubischen Kapseln enden und um den linken Arm und an die Stirn gebunden werden; Kapseln enthalten, auf Pergament geschrieben, Abschnitte aus dem Pentateuch, die an die Liebe zu Gott und an die Befreiung aus Ägypten erinnern und zum Gehorsam gegenüber den Geboten führen sollen; orthodoxe Juden legen jeden Morgen (außer am Schabbat) vom dreizehnten Lebensjahr an die Gebetsriemen um.

**Tora:** Lehre/Unterweisung; im engeren Sinne Bezeichnung für die Mose am Sinai übergebene Offenbarung Gottes und die fünf Bücher Mose; im weiteren Sinn das gesamte religiöse Schrifttum.

**Zedaka:** hebr: Gerechtigkeit; das Bemühen um soziale Gerechtigkeit durch Wohltätigkeit und Unterstützung der Armen; höchste Stufe der Zedaka ist die Beschaffung eines Arbeitsplatzes für den Bedürftigen; jüdische Gemeinden unterhielten öffentliche Armenkassen und dafür zuständige Beamte.

## 7. LITERATUR

Heinrich Appelt, Methodische Überlegungen zur Zielsetzung der Arbeiten des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs. In: Die Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters. Methode-Ziel-Verwirklichung (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 6), Wien 1984, S. 17-19.

Fritz Armbruster/Evelyn Friedländer/Annette Weber, Mappot „Gesegnet, der da kommt“. In: Annette Weber/Evelyn Friedländer/Fritz Armbruster (Hg.), Mappot ...blessed be who comes. The Band of Jewish Tradition since late Antiquity. Mappot ...gesegnet, der da kommt. Das Band jüdischer Tradition seit der Spätantike, Osnabrück 1997, S. 15-17.

Friedrich Battenberg, Das europäische Zeitalter der Juden. Zur Entwicklung einer Minderheit in der nichtjüdischen Umwelt Europas. Von den Anfängen bis 1650, Darmstadt 1990.

Ders., Das europäische Zeitalter der Juden. Zur Entwicklung einer Minderheit in der nichtjüdischen Umwelt Europas. Von 1650 bis 1945, Darmstadt 1990.

Ders., Hofjuden in den Residenzstädten der frühen Neuzeit. In: Fritz Mayrhofer /Ferdinand Opll (Hg.), Juden in der Stadt, Linz 1999 (=Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas XV), S. 297-325.

Ders., Die Juden in Deutschland vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (=Enzyklopädie deutscher Geschichte 60 ), München/Oldenburg 2001.

Elisheva Baumgarten, Circumcision and Baptism. The Development of a Jewish Ritual in Christian Europe. In: Elizabeth Wyner Mark, The Covenant of Circumcision. New Perspectives on an Ancient Jewish Rite, Hanover/London 2003, S. 114-127.

Dies., Mothers and Children. Jewish Family Life in Medieval Europe, Princeton 2004.

Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten, Einleitung. In: Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten (Hg.), Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle (= Literatur – Gefühle – Geschlecht. Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte Bd. 16), Köln/Weimar/Wien 2000, S. 7-20.

Shulamith Z. Berger, Tehines: A Brief Survey of Women's Prayers. In: Susan Grossman/Rivka Haut (Hg.), Daughters of the King. Women and the Synagogue, Philadelphia/Jerusalem 1992, S. 73-83.

Klaus Bergmann/Susanne Thurn, Alltag. In: Klaus Bergmann/Annette Kuhn/Jörn Rüsen/Gerhard Schneider, Handbuch der Geschichtsdidaktik Bd. 1, S. 239-242.

Klaus Beyrer, Die Schwarzen Kabinette der Post. Zu einigen Beispielen der organisierten Briefüberwachung. In: Wilhelm Haefs (Hg.), Zensur im Jahrhundert der Aufklärung . Geschichte, Theorie, Praxis, Göttingen 2007, S. 45-59.

Susanne Borchers, Jüdisches Frauenleben im Mittelalter. Die Texte des Sefer Chasidim, Frankfurt a. Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien 1998.

Peter Borscheid, Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen. In: Peter Borscheid/Hans J. Teuteberg (Hg.), Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit (= Studien zur Geschichte des Alltags, Bd. 1), Münster 1983, S. 1-14.

Mordechai Breuer/Michael Graetz, Tradition und Aufklärung 1600-1780 (= Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit Bd. 1, hg. von Michael A. Meyer), München 1996.

Mordechai Breuer /Yacov Guggenheim, Die jüdische Gemeinde, Gesellschaft und Kultur. In: A. Maimon/M. Breuer/Y. Guggenheim [Hrsg], Germania Judaica, Bd. III/3, Tübingen 2003, S. 2079-2138.

Peter Broucek, Der Krieg und die Habsburgerresidenz. In: Andreas Weigl (Hg.), Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession (= Kulturstudien Bd. 32), Wien/Köln/Weimar 2001, S. 106-154.

Reinhard Buchberger, Zwischen Kreuz und Halbmond. Jüdische Spione im Zeitalter der Türkenkriege. In: Sabine Hödl (Red.), Nicht in einem Bett – Juden und Christen im Mittelalter und Frühneuzeit (= Juden in Mitteleuropa, Ausgabe 2005), St. Pölten 2005, S. 66-71.

Neithard Bulst, Zum Problem städtischer und territorialer Kleider-, Aufwands- und Luxusgesetzgebung in Deutschland (13. bis Mitte 16. Jahrhunderts). In: André Gouron/Albert Rigaudière (Hg.), Renaissance du pouvoir législatif et genèse de l'état, Montpellier 1988, S. 29-57.

Ders., Kleidung als sozialer Konfliktstoff. Probleme kleidergesetzlicher Normierung im sozialen Gefüge. In: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 44 (1993), S. 32-46.

Leslie Clarkson, The Linen Industry in Early Modern Europe. In: David Jenkins (Hg.), The Cambridge History of Western Textiles I, Cambridge 2003, S. 473-492.

Natalie Zemon Davis, Riches and Dangers: Glickl bas Jehudah Leib on Court Jews, In: Vivian B. Mann/Richard I. Cohen, From Court Jews to the Rothschilds. Art, Patronage and Power 1600-1800, München/New York 1997, S. 45-57.

Robert Delort, Geschichte des mittelalterlichen Alltags. Theorie-Methoden-Bilanz der Forschung. In: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Leben-Alltag-Kultur (= Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Nr. 13), Wien 1990, S. 53-66.

Jeroen Deploige, Studying Emotions. The Medievalist as Human Scientist? In: Elodie Lecuppre-Desjardin/Anne-Laure Van Bruaene, Emotions in the Heart of the City (14th-16th century) (= Studies in European Urban History (1100-1800) V), Turnhout 2005, S. 3-24.

Martin Dinges, Der „feine Unterschied“. Die soziale Funktion der Kleidung in der höfischen Gesellschaft. In: Johannes Kunisch/Klaus Luig/Peter Moraw, Zeitschrift für historische Forschung 19 (1992), Berlin 1992, S. 49-76.

Peter Dinzelbacher, Über die Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter. In: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 32 (1981), S. 185-208.

Ulf Dirlmeier, Alltag, materielle Kultur, Lebensgewohnheiten im Spiegel spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Abrechnungen. In: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Leben-Alltag-Kultur (= Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Nr. 13), Wien 1990, S. 157-180.

Richard van Dülmen, Gesellschaft der Frühen Neuzeit: Kulturelles Handeln und sozialer Prozess. Beiträge zur historischen Kulturforschung (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte Bd. 28), Wien/Köln/Weimar 1993.

John M. Efron, Medicine and the German Jews. A History, New Haven/London 2001.

Liselotte C. Eisenbart, Kleiderordnungen der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums, Göttingen/Berlin 1962.

Norbert Elias, Zum Begriff des Alltags. In: Kurt Hammerich/Michael Klein (Hg.), Materialien zur Soziologie des Alltags (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20), Opladen 1978, S. 22-29.

Johann Samuel Ersch (Hg.), Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge, 1836.

Werner Faulstich, Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400-1700) (= Geschichte der Medien, Bd. 3), Göttingen 1998.

Werner Faulstich, Die bürgerliche Mediengesellschaft (1700-1830) (= Die Geschichte der Medien, Bd. 4), Göttingen 2002.

Lucien Febvre, Ein Historiker prüft sein Gewissen. Antrittsvorlesung am Collège de France 1933. In: Lucien Febvre, Das Gewissen des Historikers, hg. von Ulrich Raulff, S. 9-22.

Sylvie Anne Goldberg, Crossing the Jabbok. Illness and Death in Ashkenazi Judaism in Sixteenth- through Nineteenth-Century Prague, Berkeley/Los Angeles/London 1996.

Dies., Die Prager Judenstadt. In: Michael Graetz/Hannelore Künzl (Hg.), Vom Mittelalter in die Neuzeit – Jüdische Städtebilder – Frankfurt, Prag, Amsterdam, Heidelberg 1999, S. 51-59.

Nachum T. Gidal, Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Gütersloh 1988.

John Gillow/Bryan Sentance, Atlas der Textilien. Ein illustrierter Führer durch die Welt der traditionellen Textilien, Bern/Stuttgart/Wien 1999.

Rainer Gömmel, Die Entwicklung der Wirtschaft im Zeitalter des Merkantilismus 1620-1800 (= Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 46), München 1998.

Lydia Gröbl/Sabine Hödl/Barbara Staudinger, Steuern, Privilegien und Konflikte. Rechtsstellung und Handlungsspielräume der Wiener Juden von 1620 bis 1640. Quellen

zur jüdischen Geschichte aus den Beständen des Österreichischen Staatsarchivs. In: MÖStA 48 (2000), S. 147-195.

Avraham Grossman, Pious and rebellious. Jewish Woman in Medieval Europe, Waltham/Mass. 2004.

Max Grunwald, Geschichte der Juden in Wien 1625-1740, Wien 1913.

Karl Gutkas, Geschichte des Landes Niederösterreich, St. Pölten 1974.

Ders., Niederösterreich im Dreißigjährigen Krieg (= Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 80), St. Pölten/Wien 1987.

Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch (16 Bde.), Leipzig 1854-1960.

Wolfgang Hardtwig, Alltagsgeschichte heute. Eine kritische Bilanz. In: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 19-32.

Sabine Hödl, Eine Suche nach jüdischen Zeugnissen in einer Zeit ohne Juden. Zur Geschichte der Juden in Niederösterreich von 1420-1555. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 45 (1997), S. 271-296.

Dies., „...dem gemeinen Mann überal zu Verderben und menniglich zu unleidlichen Beschwarungen...“. Studien zur Judenfeindschaft in Österreich von 1496 bis 1620. In: Martha Keil und Eleonore Lappin (Hg.), Studien zur Geschichte der Juden in Österreich (= Handbuch zur Geschichte der Juden in Österreich. Reihe B, Bd. 3), Bodenheim 1997, S. 35-64.

Dies., Zur Geschichte der Juden in Österreich unter der Enns 1550-1625, Wien 1998.

Dies., Die Briefe von Prager an Wiener Juden (1619) als familienhistorische Quelle. In: Sabine Hödl/Martha Keil (Hg.), Die jüdische Familie in Geschichte und Gegenwart, Berlin/Bodenheim bei Mainz 1999, S. 51-77.

Dies., Barbara Staudinger, „Ob mans nicht bei den juden [...] leichter und wolfailler bekommen müege?“ Juden in den habsburgischen Ländern als kaiserliche Kreditgeber (1520-1620). In: Friedrich Edelmayer, Maximilian Lanzinner, Peter Rauscher [Hrsg.], Finanzen und Herrschaft. Materielle Grundlagen fürstlicher Politik in den habsburgischen Ländern und im Heiligen Römischen Reich im 16. Jahrhundert (= Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Bd. 38), Wien/München 2003, S. 246-269.

Donald R. Hopkins, The Greatest Killer. Smallpox in History, Chicago/London 2002.

Nicoline Hortzitz, Der „Judenarzt“. Historische und sprachliche Untersuchungen zur Diskriminierung eines Berufsstands in der frühen Neuzeit (= Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik Bd. 7), Heidelberg 1994.

Helmut Hundsichler, Kleidung. In: Harry Kühnel (Hg.), Alltag im Spätmittelalter, Graz/Wien 1984. S. 232-248.

Helmut Hundsbichler, Geschichte-Realien-Alltag. Der Mensch im Zentrum der Sachkulturforschung. In: Ulf Dirlmeier/Gerhard Fouquet (Hg.), Menschen, Dinge und Umwelt in der Geschichte. Neue Fragen der Geschichtswissenschaft an die Vergangenheit (= Siegener Abhandlungen zur Entwicklung der materiellen Kultur, Bd. 5), St. Katharinen 1989, S. 128-145.

Helmut Hundsbichler, Sachen und Menschen. Das Konzept Realienkunde. In: Die Vielfalt der Dinge. Neue Wege zur Analyse mittelalterlicher Sachkultur (= Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Diskussionen und Materialien Nr. 3), Wien 1998, S. 29-62.

Lydia Immenroth, Geschichte der Spitze – Streiflichter. In: Marianne Herzog (Hg.), Spitzen und Mode. Beiträge zur Eröffnung und Begleitung der Ausstellung „Spitze. Luxus zwischen Tradition und Avantgarde“ im Museum für Kunst und Kulturgeschichte des Stadt Dortmund, Hohengehren 1996, S. 22-36.

Gerhard Jaritz, Mittelalterliche Realienkunde: Quellenbefund und Quelleninterpretation. In: Die Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters. Methode-Ziel-Verwirklichung (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 6), Wien 1984, S. 33-38.

Ders., Das „Neue“ im „Alltag“ des Spätmittelalters. Annahme-Zurückweisung-Förderung. In: Alltag und Fortschritt im Mittelalter (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 8), Wien 1986, S. 83-93.

Ders., Mittelalterliche Realienkunde und Fragen von Terminologie und Typologie. Probleme, Bemerkungen und Vorschläge am Beispiel der Kleidung. In: Terminologie und Typologie mittelalterlicher Sachgüter: Das Beispiel der Kleidung (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 10), Wien 1986, S. 7-19.

Ders., Zwischen Augenblick und Ewigkeit. Einführung in die Alltagsgeschichte des Mittelalters, Wien/Köln 1989.

Ders., Kleidung und Prestige-Konkurrenz. Unterschiedliche Identitäten in der städtischen Gesellschaft unter Normierungszwängen. In: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 44 (1993), S. 8-31.

Jacob Katz, Tradition und Krise. Der Weg der jüdischen Gesellschaft in die Moderne, München 1993.

David Kaufmann, Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien und Niederösterreich, ihre Vorgeschichte (1625-1670) und ihre Opfer, Wien 1889.

Martha Keil, Lilith und Hollekreisch. Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett im Judentum des deutschen Spätmittelalters. In: Gabriele Dorffner (Hg.), Aller Anfang. Geburt – Birth – Naissance (= Wiener Gespräche zur Sozialgeschichte der Medizin 5), Wien 2002, S. 145-160.

Dies., Gemeinde und Kultur – Die mittelalterlichen Grundlagen jüdischen Lebens in Österreich. In: Eveline Brugger/Martha Keil/Albert Lichtblau/Christoph Lind/Barbara Staudinger, Geschichte der Juden in Österreich, Wien 2006, S. 15-122.

Dies., „Man setze Kinderlehrer ein in jeder Stadt“. Kinderunterricht im spätmittelalterlichen Aschkenas. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 12 (2006), S. 117-146.

Dies., „Führer, Richter und Lehrer in Israel“. Zur Bedeutung des Talmudstudiums im spätmittelalterlichen Aschkenas. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 13 (2007).

Dies., Orte der jüdischen Öffentlichkeit: Judenviertel, Synagoge, Friedhof. In: Eveline Brugger/Birgit Wiedl (Hg.), Ein Thema – zwei Perspektiven. Juden und Christen in Mittelalter und Frühneuzeit, Innsbruck/Wien/Bozen 2007, S. 170-186.

Birgit E. Klein, „Der Mann: ein Fehlkauf“. Entwicklungen im Ehegüterrecht und die Folgen für das Geschlechterverhältnis im spätmittelalterlichen Aschkenas. In: Christiane E. Müller/Andrea Schatz (Hg.), Der Differenz auf der Spur. Frauen und Gender in Aschkenas (= minima judaica Bd. 4), Berlin 2004, S. 69-99.

Dies., Nach jüdischem Recht oder „Puderhähner Gesetzen“? Frauen im Kampf um ihr Vermögen im frühneuzeitlichen Aschkenas. In: Sabine Hödl/Peter Rauscher/Barbare Staudinger (Hg.), Hofjuden und Landjuden. Jüdisches Leben in der Frühen Neuzeit, Berlin/Wien 2004, S. 185-216.

Andrzej Klonder, Geschichte der materiellen Kultur des Mittelalters und der Frühneuzeit. Theorie-Methoden-Forschungsbilanz. In: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Leben-Alltag-Kultur. Internationaler Kongress Krems an der Donau 27. bis 30. September 1988 (= Veröffentlichungen des Instituts für Realienskunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit Nr. 13), Wien 1990, S. 23-35.

Inga K. Kording, „Wovon wir reden können, davon können wir auch schreiben“. Briefsteller und Briefknigge. In: Klaus Beyrer/Hans Christian Täubrich (Hg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Frankfurt am Main 1996, S. 27-33.

Gisela Krause/Gertrud Lenning/Gertraud Rakewitz, Kleine Kostümkunde, Berlin 2003.

Johann Georg Krünitz, Ökonomische Enzyklopädie (elektronische Version), <http://www.kruenitz1.uni-trier.de>.

P. Kübler, Geschichte der Pocken und der Impfung (= Sammlung von Werken aus dem Bereiche der medicinischen Wissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der militärmedicinischen Gebiete Bd. 1), Berlin 1901.

Hannelore Künzl, Die aschkenasischen Synagogen in Prag, Amsterdam und Frankfurt. – Ein Vergleich. In: Michael Graetz/Hannelore Künzl (Hg.), Vom Mittelalter in die Neuzeit – Jüdische Städtebilder – Frankfurt, Prag, Amsterdam, Heidelberg 1999, S. 61-72.

Ludmila Kybalová, Die ältesten Thoramäntel aus der Textiliensammlung des staatlichen Jüdischen Museums in Prag (1592-1750). In: Judaica Bohemiae IX/1, Prag 1973, S. 23-42.

Santina M. Levey, Lace. In: Jennifer Harris (Hg.), 5000 Years of Textiles, London 1993, S. 217-223.

Dies., Lace in the Early Modern Period, c. 1500-1780. In: David Jenkins (Hg.), The Cambridge History of Western Textiles I, Cambridge 2003, S. 585-596.

Robert Liberles, An der Schwelle zur Moderne: 1618-1780. In: Marion Kaplan, Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945, München 2003, S. 21-122.

Christoph Lind, Juden in den habsburgischen Ländern 1670-1848. In: Brugger u.a., Geschichte der Juden in Österreich, Wien 2006, S. 339-445.

Klaus Lohrmann, Zwischen Finanz und Toleranz. Das Haus Habsburg und die Juden. Ein historischer Essay, Graz/Wien/Köln 2000.

Ders., Die Wiener Juden im Mittelalter (=Geschichte der Juden in Wien Bd. 1), Berlin/Wien 2000.

Uta Löwenstein, *Item ein Bethh...* Wohnungs- und Nachlassinventare als Quellen zur Haushaltsführung im 16. Jahrhundert. In: Trude Ehlert (Hg.), Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit, S. 43-70.

Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt 1999.

Heinrich Lutz, Reformation und Gegenreformation (= Oldenbourg Grundriss der Geschichte Bd. 10), München 1991.

Arye Maimon/Mordechai Breuer/Yacov Guggenheim (Hg.), Germania Judaica Bd. III 1350-1519, Tübingen 1987.

Hans Medick, Mikro-Historie. In: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 40-53.

Reinhard M. G. Nickisch, Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre (1400-1800) (= Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen und englischen Philologie und Literaturgeschichte, Bd. 254), Göttingen 1969.

Britta Sigrid Oberthaler, „... bißweilen muß Gott an den bösen Leuthen Rach nehmen...“. Die sozialdisziplinierenden Auswirkungen der Pest als „Strafe Gottes“, Wien 1991.

Christian Oggolder, Druck des Krieges. In: Andreas Weigl (Hg.), Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession (= Kulturstudien Bd. 32), Wien/Köln/Weimar 2001, S. 409-445.

Bertha Pappenheim (Hg., Übersetzung), Die Memoiren der Glückel von Hameln, Weinheim 2005.

Susanne Claudine Pils, Stadt, Pest und Obrigkeit. In: Andreas Weigl (Hg.), Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession (= Kulturstudien Bd. 32), Wien/Köln/Weimar 2001, S. 353-378.

Herman Pollack, *Jewish Folkways in Germanic Lands (1648-1806)*. Studies in Aspects of Daily Life, Cambridge/Massachusetts/London 1971.

Walter Preveniere, Conclusion. Methodological and Historiographical Footnotes on Emotions in the Middle Ages and the Early Modern Period. In: Elodie Lecuppre-Desjardin/Anne-Laure Van Bruaene, *Emotions in the Heart of the City (14th-16th century)* (= Studies in European Urban History (1100-1800) V), Turnhout 2005, S. 273-293.

Peter Rauscher, Ein dreigeteilter Ort. Die Wiener Juden und ihre Beziehungen zu Kaiserhof und Stadt in der Zeit des Ghettos (1625-1670). In: Susanne Claudine Pils, Jan Paul Nieder Korn (Hg.), *Ein zweigeteilter Ort? Hof und Stadt in der Frühen Neuzeit* (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 44), Innsbruck/Wien/Bozen 2005, S. 87-120.

Monika Richarz (Hg.), *Die Hamburger Kauffrau Glikl. Jüdische Existenz in der Frühen Neuzeit*, Hamburg 2001.

Sonja Reisner, *Aber auch wie voriges tags außer Scharmützieren anders nichts verricht...* Die Kämpfe vor Wien im Oktober 1619 im Spiegel zeitgenössischer Quellen. In: Andreas Weigl (Hg.), *Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession* (= Kulturstudien Bd. 32), Wien/Köln/Weimar 2001, S. 446-481.

Werner Röcke, Die Faszination der Traurigkeit. Inszenierung und Reglementierung von Trauer und Melancholie in der Literatur des Spätmittelalters. In: Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten (Hg.), *Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle* (= Literatur – Gefühle – Geschlecht. Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte Bd. 16), Köln/Weimar/Wien 2000, S. 100-118.

Walter Röll, Zu den Judeneiden an der Schwelle der Neuzeit. In: Alfred Haverkamp (Hg.), *Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Stuttgart 1981, S. 163-204.

Natalie Rothstein, Silk in the Early Modern Period, c. 1500-1780. In: David Jenkins (Hg.), *The Cambridge History of Western Textiles I*, Cambridge 2003, S. 528-561.

Nissan Rubin, *Brit Milah: A Study of Change in Custom*. In: Elizabeth Wyner Mark, *The Covenant of Circumcision. New Perspectives on an Ancient Jewish Rite*, Hanover/London 2003, S. 87-97.

Hannelore Schlaffer, Glück und Ende des privaten Briefes. In: Klaus Beyrer/Hans Christian Täubrich (Hg.), *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*, Frankfurt am Main 1996, S. 34-45.

Hilde Schmölzer, *Die Pest in Wien. „Deß wütenden Todts Ein umbständig Beschreibung ...“*, Wien 1985.

Julius H. Schoeps (Hg.), *Neues Lexikon des Judentums*, Gütersloh 2000.

Winfried Schulze, Einleitung. In: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994, S. 6-18.

Ignaz Schwarz, Zur Mortalitätsstatistik der Wiener Ghettobewohner 1648-1669. In: Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden 4 (1910), S. 49-61.

Dietrich Schwarz, Mittelalterliche Realienkunde: Standortbestimmung und Methode der Forschung. In: Die Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters. Methode-Ziel-Verwirklichung. Internationales Round-Table-Gespräch Krems an der Donau 20. September 1982 (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 6), Wien 1984.

Reinhard Sieder, Alltagsgeschichte. In: Ernst Bruckmüller (Hg.), Alltagserfahrungen in der Geschichte Österreichs (= Schriften des Instituts für Österreichkunde 61), Wien 1998, S. 6-20.

Bettina Simon, Judendeutsch und Jiddisch. In: Alfred Ebenbauer/Klaus Zatloukal (Hg.), Die Juden in ihrer mittelalterlichen Umgebung, Wien u.a. 1991, S. 251-260.

Barbara Staudinger, „Aus sonderbaren khayserlichen Gnaden“. Die Privilegien der Wiener Hofjuden im 16. und 17. Jahrhundert. In: Frühneuzeit Info 1/2001, S. 21-39..

Dies., „Gantze Dörffer voll Juden“. Juden in Niederösterreich 1496 - 1670 (= Geschichte der Juden in Niederösterreich von den Anfängen bis 1945, Bd. 2), Wien 2005.

Dies., Die Zeit der Landjuden und der Wiener Judenstadt 1496-1670/71. In: Eveline Brugger/Martha Keil/Albert Lichtblau/Christoph Lind/Barbara Staudinger, Geschichte der Juden in Österreich, Wien 2006, S. 229-335.

Georg Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, Erster Teil, Berlin 1889.

Ders., Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, Zweiter Teil, Berlin 1891.

Selma Stern, Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus. Ein Beitrag zur europäischen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert (aus dem Engl. übertr., komm. u. hrsg. von Marina Sassenberg), Tübingen 2001.

Erika Thiel, Geschichte des Kostüms. Die europäische Mode von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin 1980.

Hans Tietze, Die Juden Wiens, Wien 2007 (Nachdruck 1933).

Erika Timm, Zwei neuaufgefundene jiddische Briefe von 1602 und ihre Bedeutung für die Sozial- und Sprachgeschichte. In: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 4/2 (1994), Wien/Köln/Weimar 1994, S. 449-468.

Michael Toch, Mit der Hand auf der Thora: Disziplinierung als internes und externes Problem in den jüdischen Gemeinden des Spätmittelalters. In: Gerhard Jaritz (Hg.), Disziplinierung und Sachkultur in Mittelalter und Früher Neuzeit, Wien 1998, 155-168.

Ders., Jüdische Unternehmerinnen im 16. und 17. Jahrhundert: Wirtschaft und Familienstruktur. In: Monika Richarz (Hg.), Die Hamburger Kauffrau Glikl. Jüdische Existenz in der Frühen Neuzeit, Hamburg 2001, S. 255-267.

Wolfgang Treue, *Verehrt und angespien: Zur Geschichte jüdischer Ärzte in Aschkenas von den Anfängen bis zur Akademisierung*. In: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen, Bd. 21, 2002, S. 139-203.

Otto Ulbricht, Einleitung. Die Allgegenwärtigkeit der Pest in der Frühen Neuzeit und ihre Vernachlässigung in der Geschichtswissenschaft. In: Otto Ulbricht (Hg.), *Die leidige Seuche. Pest-Fälle in der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien, S. 1-63.

Elisabeth Vavra, Kritische Bemerkungen zur Kostümliteratur. In: Terminologie und Typologie mittelalterlicher Sachgüter: Das Beispiel der Kleidung (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienskunde Österreichs, Nr. 10), Wien 1986, S. 21-45.

Annette Weber/Evelyn Friedländer/Fritz Armbruster (Hg.), *Mappot ...blessed be who comes. The Band of Jewish Tradition since late Antiquity. Mappot ...gesegnet, der da kommt. Das Band jüdischer Tradition seit der Spätantike*, Osnabrück 1997.

Werner Weinberg, Die Bezeichnung Jüdischdeutsch. Eine Neubewertung. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 100 (1981), S. 253-290.

Chava Weissler, *Voices of the Matriarchs: Listening to the Prayers of Early Modern Jewish Women*, Boston 1998.

Markus J. Wenninger, Zur Promotion jüdischer Ärzte durch Kaiser Friedrich III. In: J. Friedrich Battenberg/Markus J. Wenninger (Hg.), *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 5 (1995), Wien/Köln/Weimar 1995, S. 413-424.

### **Edierte Quellen**

Alfred Landau/Bernhard Wachstein, *Jüdische Privatbriefe aus dem Jahre 1619 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich 3)*, Wien/Leipzig 1911.

Alfred F. Pribram (Bearb.), *Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien*, Bd. 1, Wien/Leipzig 1918 (=Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch Österreich VIII).

## 8. ABBILDUNGSNACHWEISE

Abb. 1: aus: Gisela Krause/Gertrud Lenning/Gertraud Rakewitz, Kleine Kostümkunde.

Abb. 2: aus: Herman Pollack, Jewish Folkways in Germanic Lands (1648-1806).

Abb. 3: aus: Gisela Krause/Gertrud Lenning/Gertraud Rakewitz, Kleine Kostümkunde.

Abb. 4: aus: Nachum T. Gidal, Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik.

Abb. 5: aus: Marianne Herzog (Hg.), Spitzen und Mode.

Abb. 6: aus: Gisela Krause/Gertrud Lenning/Gertraud Rakewitz, Kleine Kostümkunde.

Abb. 7: aus: Erika Thiel, Geschichte des Kostüms.

Abb. 8: aus: Herman Pollack, Jewish Folkways in Germanic Lands (1648-1806).

Abb. 9: aus: Herman Pollack, Jewish Folkways in Germanic Lands (1648-1806).

Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

## 9. ANHANG

### 9.1 Abstract

„Tu jo nit anderst un´ schreib oft briw“ – Mahnung und Bitte zugleich, welche die Prager Jüdin Sarel in einem Brief vom November 1619 an ihren in Wien weilenden Mann Löb Sarel Gutmans ausdrückt. Die Sorge um das Wohlergehen ihres Mannes ist – unabhängig von ihren persönlichen Gefühlen – in vielerlei Hinsicht berechtigt und gehörte zum Alltag jener Zeit: Der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges und die in der Frühen Neuzeit nahezu permanent grassierenden Seuchen waren eine ständige Bedrohung für Leib und Leben. Ebenso waren die häufigen und weiten Geschäftsreisen aufgrund der primären wirtschaftlichen Tätigkeit von Juden im Handel oder in der Geldleihe äußerst gefährlich. Nicht zuletzt war die allgegenwärtige latent antijüdische Stimmung in der frühneuzeitlichen christlichen Umwelt eine ständige Gefahrenquelle, welche Juden schnell zu einem beliebten Angriffsziel werden ließ.

Die von Prager Juden und Jüdinnen im November 1619 verfassten Briefe waren an Wiener Juden und Jüdinnen gerichtet und berichten über das Leben und die Lebenswelt der jeweiligen Akteure und Akteurinnen. Der private, teils sehr persönliche Inhalt der Schriftstücke legt Zeugnis von dem intensiven, über wirtschaftliche Belange hinausgehenden Kontakt zwischen der großen Prager und der relativ kleinen Wiener Jüdischen Gemeinde jener Zeit ab. Die Briefe, aus denen Gefühle und Empfindungen häufig deutlich hervorgehen, lassen tiefe Einblicke in den Alltag einer kleineren Gruppe der frühneuzeitlichen Gesellschaft zu.

Die Untersuchung der Privatbriefe hinsichtlich ihrer Aussagekraft zu alltagsgeschichtlichen Fragestellungen erbrachte interessante Ergebnisse, welche den bestehenden Forschungsstand auf eindrucksvolle Weise bestätigen. Die vorliegende Arbeit bildet somit einen Beitrag zur Alltagsgeschichte der Juden in der Frühen Neuzeit und liefert eine breite Darstellung verschiedenster Aspekte: Bereiche der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umstände und Gegebenheiten sowie das religiöse und kulturelle Leben werden behandelt. Ebenso wichtig und zentral ist der Blick auf Privates, auf das Körperliche und auf Gefühle. Beachtung findet auch die in den Briefen erwähnte materielle Kultur, welche einen wesentlichen Bestandteil des Alltags vergangener Zeiten bildet.

## 9.2 Lebenslauf

### **Persönliche Daten**

---

Lisa – Maria Tillian

Mühlgasse 11/2/33

1040 Wien

Mobil: 0043 650 300 73 18

E-Mail: lisa\_tillian@hotmail.com

geb. am 23.11.1985, Villach (Kärnten)

Familienstand: ledig

### **Ausbildung**

---

**Bundesoberstufenrealgymnasium Hermagor**

September 2000 – Juni 2004

Reifeprüfung mit ausgezeichnetem Erfolg

**Universität Wien**

Oktober 2004 – März 2009

Diplomstudium Geschichte

### **Sprachkenntnisse**

---

Englisch – fließend

Italienisch – gute Schulkenntnisse (8 Jahre)

Hebräisch – Grundkenntnisse

### **Besondere Interessen**

---

Jüdische Geschichte: Spezialisierung im Laufe des Studiums

Teilnahme an themenspezifischen Lehrveranstaltungen aus dem Angebot des Instituts für Geschichte sowie des Instituts für Judaistik

